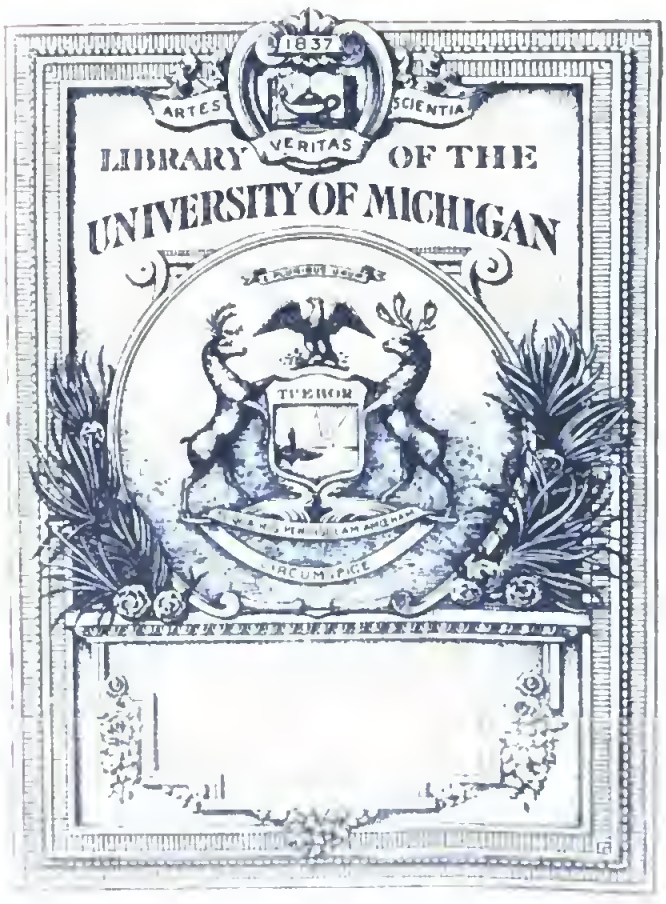
A 601978

Marie Bernhard

Verkauft und verloren



THE GIFT OF
Prof. F. N. Scott.

838
B527v
1905

Verkauft und verloren.

Digitized by Google

Von **Marie Bernhard** ſind ferner in E. Pierſon's Verlag in Dresden erſchienen:

Das Teufelchen.

Roman. Preis Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Ein Gottesmann.

Roman. 2 Bände. Preis Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.

Heimatluft.

Erzählung. Illuſtriert. Preis Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Das Corpus delicti.

Erzählung. Preis Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

In Treue feſt.

Roman. Preis Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Die Kinder.

Novelle. Preis Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Schule des Lebens.

Roman. 2 Bände. Preis Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.

Im Strom der Zeit.

(Eine unverſtandene Frau.)

Roman. 2 Bände. Preis Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.

Verkauft und verloren.

Roman

von

Marie Bernhard.

Dritte Auflage.

Dresden
E. Pierson's Verlag
(R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).
1905.

Digitized by Google

Gift
Fred Newton Scott
1-11-1928

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck v. E. Pierson (Pierson), Dresden, Stephanienstr. 69.

Digitized by Google

7-11-7

I.

Ueber den Wogenkämmen der Oſtſee flatterten unruhig die Möven mit ſchrillem Ruf. Trüb und umdüſtert der Himmel, bleifarben das Meer, das ſeine langgeſtreckten Wellen träge und ſchwer an das umſandete Ufer rollte. Noch war das Unwetter nicht entfeſſelt — ſtoßweiſe und leiſe, wie aus weiter Ferne, grollte es in den Lüften . . . die Möven aber wußten die wohlbekannten Anzeichen zu deuten. Blitzſchnell ſchoſſen ſie nieder, mit der weißgefiederten Bruſt faſt das Waſſer berührend, dann mit ängſtlichem Flügelſchlag wieder emportaumelnd und ließen unaufhörlich ihren kreiſchenden Warnungsruf erſchallen.

Hinter den grauen Sanddünen ſtreckte der freundliche Badeort Cranz ſich hin mit zierlichen Villen und ſaubern, einſtöckigen Häuschen. Hier ſah der Himmel weit fried-

licher aus, als drunten am Meer, nur über dem Dach des ſchönſten und eleganteſten Gebäudes, das Cranz aufzuweiſen hatte, über dem erſten Gaſthofe des Badeortes hing eine ungeheure, tiefſchwarze Wetterwolke, wie die Ahnung eines ſchweren Schickſals.

„Das gibt ein böſes Wetter heute," ſagte ein vorübergehender Poſtbote zu einem in der Vorhalle des ſtattlichen Gaſthofs verweilenden Kellner. Der junge Ganymed hatte die Serviette, das unerläßliche Abzeichen ſeiner Würde, graziös über die linke Schulter geworfen, lehnte ſein bis in den Nacken geſcheiteltes, ſalbenduftendes Haupt an eine zierlich aufſtrebende Säule und ſah mit der Seelenruhe eines Philoſophen zum drohenden Himmel empor.

„Das kennen wir ja ſchon hier."

Er winkte gleichgültig mit der Hand, als geſtatte er dem Wetter, jeden beliebigen Schritt zu tun.

„Vornehme Gäſte — — was?"

Der Poſtbote ſchien keine ſonderliche Eile zu haben, er war ſtehen geblieben und neſtelte an ſeinem Uniformrock.

Der Jüngling zuckte die Achſeln. „Wie man's nimmt! Im unterſten Stock rechts drei alte Jungfern

— nein, halt! eine von ihnen iſt Witwe! — mit einem närriſchen alten Drachen von Dienſtmagd; die wollen viele Wochen hier bleiben. Der beſſere Teil von dieſer Geſellſchaft ſoll noch nachkommen — ein Profeſſor und ein junges Fräulein aus Bayern oder Baden, — was weiß ich! — für beide ſind ſchon Zimmer belegt. In der Beletage wohnt eine Fremde, eine Ausländiſche, mit einem reizenden Kammerkätzchen — zum Vernarren reizend.“

Der Briefträger ſchmunzelte.

„Da machen Sie ſich gewiß oben hübſch oft was zu ſchaffen?“

„Kann ich nicht ſagen,“ meinte der Elegante etwas verlegen. „Die kleine Perſon behauptet ja, kein Wort Deutſch zu verſtehen, und mit meinem Franzöſiſch — — es wird ſich aber ſchon auf andere Weiſe anfangen laſſen!“

Eine ſchöne Siegeszuverſicht ſpiegelte ſich bei den letzten Worten in den Mienen des eingefleiſchten Germanen.

„Eduard!“

„Komme ſchon!“

Und fort ſchwebte der Gerufene mit wehenden Frackzipfeln, um ſich der proſaiſchen Beſchäftigung des Gläſerſpülens hinzugeben.

* * *

Im unterſten Stock rechts ging es unterdeſſen ziemlich lebhaft her. Die alte Dienſtmagd, von dem unehrerbietigen Eduard der „Drachen“ genannt, ſtand inmitten eines elegant und behaglich eingerichteten Zimmers, in eifriger Beſprechung mit ihren drei Herrinnen begriffen.

„Gott im Himmel!“ rief ſie jetzt, die derben Hände mit klagender Geberde zuſammenſchlagend, „die Damen tun ja wahrhaftig ſo, als ob ich geſtern erſt in ihren Dienſt getreten wär' und unſern Profeſſor und ſeine Manieren nicht kennte. Dieſe Stube und keine andere muß er bekommen! Ich weiß, er hat die See immer lieb gehabt, und wie ſchön kann man ſie aus dieſen Fenſtern ſehen! Für das fremde Fräulein iſt das grüne Vorderzimmer wie geſchaffen, da ſieht ſie die Menſchen auf der Straße und kann ſich wieder von ihnen beſehen laſſen, wenn ſie nämlich hübſch iſt. Unſer Profeſſor

war immer für Stille, Natur und Einſamkeit — ſolch' ein junges Blut aber, — ich möcht' wiſſen, was die mit Natur und Einſamkeit anfangen ſoll. Fräulein Leopoldinchen gibt mir recht, ich ſeh' es ihr an den Augen an."

„Polde hat gar nichts zu geben, weder recht noch unrecht!" Und die älteſte der drei Damen, eine ſehr gebieteriſch ausſehende Brünette in den letzten Vierzigern warf einen verweiſenden Blick auf ihre ſchüchtern zurückweichende Nachbarin, eine kleine, verkümmerte Geſtalt mit ſanften, verlegenen Zügen, die beſtändig um Verzeihung zu bitten ſchienen, daß ihre Beſitzerin ſich überhaupt die Freiheit nehme, zu exiſtieren.

„Über das Wohl und Wehe unſeres Bruders habe ich bisher noch immer allein zu verfügen gehabt, — nicht zu ſeinem Schaden, ſollte ich meinen, und ich gedenke es auch fernerhin zu tun."

„Gewiß, Schweſter Alexe, gewiß, ich ſtimme dir vollkommen bei!"

Die Stimme der zweiten Schweſter, Lariſſa, war ſcharf und ſpitz, wie alles an ihr. Von dem Blick der durchbohrenden, kleinen Augen, der kühnen Biegung der

Naſe, dem ſäuerlichen Lächeln der dünnen Lippen bis herab zu den eckigen Bewegungen der beim Gehen feierlich trippelnden Füße war alles ſcharf und ſpitz und verbiſſen an ihr. Sie glich einem Dornſtrauch, von dem man genau wußte, daß er nie eine Roſe getragen haben konnte.

Die alte Dienerin ſah, daß ſie überſtimmt werden ſollte.

„Schön!“ ſagte ſie, ihre faltenreiche Schürze mit einem trotzigen Ruck zurechtziehend. „Dann ſchleppen die Damen hübſch ſelbſt die Sachen wieder zurück oder rufen die Herren Kellner zu Hilfe — ich habe draußen alle Hände voll zu tun!“

Mit einem triumphierenden Lächeln auf dem breiten Geſicht verſchwand die biedere Alte im Nebenzimmer; ſie wußte nur zu gut, daß die älteſte ihrer Gebieterinnen, die verwitwete Frau Alexe Dorn, viel zu verwöhnt und bequem ſei, um einmal ernſtlich ſelbſt Hand an's Werk zu legen und daß die zweite Schweſter, Fräulein Lariſſa Normann, ſich, wie in allen Stücken, ſo auch hierin bemühte, ihrem angebeteten Vorbild nachzueifern. Fräulein Leopoldinens war ſie gewiß, und ſie brummte, da

ſie Monologe ſehr liebte, beim Schließen der zweiten Tür vor ſich hin:

„Wir beiden ſind doch die einzigen, die ihn verſtehen!“

„Wen verſtehen, verehrte Roſine? Hoffentlich meinten Sie mich!“

Der Sprecher war ein ſchlanker, junger Mann mit dunklem Haar und einem feinen Bärtchen à la Henri quatre. Kluge, graue Augen, die freundlich und unbefangen blickten, ſahen hinter den Gläſern der goldgeränderten Brille hervor, und das luſtige Lachen, mit dem er ſeine Anrede ſchloß, ſtimmte gut mit ſeinen weißen Zähnen und ſeiner hellklingenden Stimme.

„Grundgütiger, wie Sie einen erſchrecken können, Herr Doktor! Nein, diesmal meinte ich nicht Sie, ſondern unſern Profeſſor.“

„Iſt er da, Roſine, iſt er ſchon angekommen?“

„Bewahre, er kommt ja erſt morgen! Aber meine Damen wollen ihn mir durchaus in das kleine Vorderzimmer ſtecken, während ich die ſchöne blaue Stube ſo gut für ihn hergerichtet habe.“

„Und ich wette, daß Sie recht haben, Roſinchen, recht wie immer! Ein Mann wie der Profeſſor wird nicht

volle ſechs Wochen hier ſitzen und nur ſeines Leibes pflegen, er wird auch arbeiten wollen, ernſtlich arbeiten! Dazu gehört ein großes, ſtilles Zimmer mit ſchöner Ausſicht.“

„Sie finden es auch — du lieber Himmel, Herr Doktor, ich habe es immer geſagt. Sie ſind mein Mann, Sie und kein anderer.“

„Sehr verbunden, beſtes Roſinchen! Aber nun muß ich hinein, vielleicht hilft mein Rat etwas dazu, Ihre Abſicht durchzuſetzen.“

Und der Kandidat des höheren Lehrfaches, Herr Dr. phil. Felix Maiwaldt, nickte Roſine freundlich zu und trat ins Zimmer mit der Sicherheit eines Hausfreundes.

„Guten Tag, Felix! Sie haben ſich ja lange nicht bei uns ſehen laſſen!“

Frau Alexe Dorn reichte dem jungen Manne mit gönnerhaftem Lächeln die Hand, die dieſer artig an ſeine Lippen zog. Die drei Schweſtern kannten den jungen Doktor ſeit deſſen Kinderzeit; er bewohnte mit ſeiner Mutter, einer mittelloſen Witwe und ſeinen beiden kleinen Geſchwiſtern ein paar Dachſtübchen in demſelben ſtattlichen Hauſe in Königsberg, in welchem die Damen

das erſte Stockwerk inne hatten. Felix war ein hübſcher, begabter Knabe geweſen, deſſen ſich der junge Profeſſor Norrmann tatkräftig angenommen und dadurch auch ſeine Schweſtern beſtimmt hatte, der Witwe und deren Kindern manchen Dienſt zu leiſten. Seit acht Jahren war Profeſſor Norrmann faſt beſtändig im Ausland geweſen, da er der Laufbahn als Univerſitätslehrer entſagt hatte, um ſich ganz der Altertumsforſchung zu widmen; hierin hatte er ſich bereits einen bedeutenden Namen erworben, namentlich ſeine letzten Aufſätze über Ausgrabungen in Kleinaſien, die er an Ort und Stelle mit ebenſo viel Scharfſinn als Glück unternommen, hatten in der Gelehrtenwelt allgemeine Anerkennung gefunden. In ſeinen Briefen an die Schweſtern verfehlte der berühmte Mann faſt nie, nach ſeinem ehemaligen Schützling zu fragen, ſich nach deſſen Fortſchritten zu erkundigen und ihn immer wieder der Teilnahme der Damen zu empfehlen. Der junge Maiwald zeigte ſich dieſer Fürſorge durchaus würdig; er hatte ſein Abiturientenexamen mit glänzendem Erfolge gemacht, hatte ſich auf der Univerſität mit Feuereifer klaſſiſchen Studien gewidmet und war darauf längere Zeit als Hauslehrer tätig geweſen. Während dieſer Zeit

hatte er seine Studien eifrig fortgesetzt und fast sein ganzes Gehalt seiner Mutter gegeben. Jetzt, unmittelbar vor seiner bevorstehenden Anstellung als Gymnasiallehrer, benutzte er die Sommerferien, den mangelhaften Kenntnissen eines kleinen Grafen auszuhelfen, der zu seiner Erholung Seebäder nahm. Professor Norrmann, dessen Gesundheit durch übereifriges Studium ernstlich angegriffen war, sollte nach seines Arztes diktatorischem Befehl sechs Wochen hindurch Bäder und ungestörte Ruhe, sowohl des Körpers als auch des Geistes, genießen; seine besorgten Schwestern, die den vergötterten Bruder seit acht Jahren auf das schmerzlichste vermißt hatten, wollten es sich selbstverständlich nicht nehmen lassen, seine Pflege und Heilung persönlich zu beaufsichtigen und weilten seit kurzer Zeit in dem ihnen wohlbekannten Badeort Cranz, wo sie früher, als der Professor noch ein frischer Knabe gewesen und auch später noch, als er zu dem „Jüngling mit lockigem Haar" herangereift, manchen Sommer zugebracht hatten. Ihr Schützling, Felix Maiwaldt, besuchte sie auch hier zuweilen und freute sich, seinen ehemaligen Mentor wiederzusehen.

Auf die vorwurfsvolle Anrede Frau Alexens erwiderte der junge Mann in feierlichem Tone:

„Herrendienſt, Herrendienſt, meine Gnädige! Seine Erlaucht, der Herr Graf Frankenſtein, haben zu bemerken geruht, daß der Geiſt ſeines älteſten Sprößlings und Haupterben ſich in einer Verfaſſung befinde, die nicht ganz den hohen Zielen entſpricht, welche ſein Erzeuger für ihn im Auge hat. Infolgedeſſen habe ich die ganz beſondere Ehre, mich Ihnen als neueſte Auflage des Nürnberger Trichters zu präſentieren, da ich mich gewiſſenhaft bemühe, den gräflichen Jungſchädel mit allen Kenntniſſen anzufüllen, die ich ſelbſt im Verlauf der Jahre in meinem Gedächtnis aufgeſpeichert.“

„Sie ſind ein Schalk, Felix,“ ſagte Frau Dorn. „Unſer Bruder wird ſich gern an Ihrem friſchen Humor erlaben; Sie müſſen uns oft beſuchen, wenn er hier iſt. Unſer geliebter Roderich war immer ſehr ernſt, — bei einem hochberühmten Mann, der ſich mit ſo gelehrten Dingen beſchäftigt, iſt es am Ende nur natürlich, daß er es verlernt hat, Welt und Leben von der heitern Seite anzuſehen. Meinſt du nicht auch, Schweſter Lariſſa?“

„Ich ſtimme dir vollkommen bei, liebſte Alexe,“ echote die dürre Dame.

Felix lächelte. „Ich werde ſchon aus Egoismus gern und oft von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch machen, da der Umgang des Profeſſors nur bildend und förderlich für mich ſein kann. Wie wohl und zufrieden wird er ſich in einer ſo harmoniſchen Umgebung fühlen. Laſſen Sie ſich zu der glücklichen Wahl dieſes ſchönen Zimmers, das Sie, wie ich ſehe, für Ihren Bruder beſtimmt, beglückwünſchen, meine Damen. Nach meinem Dafürhalten iſt dieſer Raum mit ſeiner geſchmackvollen Ausſtattung und großartigen Ausſicht wie für ihn geſchaffen.“

Er ſagte es mit unbefangenſter Miene und frohlockte innerlich, als das Oberhaupt der Familie, die Witwe Dorn, mit einem leichten Verlegenheitshüſteln erwiderte:

„Sie meinen alſo auch? — Hm — ja — — nun ja — wir dachten zwar — indeſſen — ich glaube doch, Sie haben recht! Wir erwarten noch einen Gaſt — das Töchterchen eines Vetters meines lieben Seligen, das in einigen Tagen hier eintreffen wird; aber am Ende iſt das grüne Stübchen angemeſſener für ſie.“

„Nach meiner Anſicht ohne Zweifel," verſetzte Dr. Maiwaldt raſch. „Dort wird ſich die Kleine — das Fräulein — ich weiß wirklich nicht, in welchem Alter —"

„Siebzehn Jahre und acht Monate," fiel Frau Alexe ein; „ich kenne ſie perſönlich nicht, doch hörte ich nur Vorteilhaftes über ſie und hege das günſtigſte Vorurteil — wie könnte ich denn ſonſt meine Hand zu einem Projekt bieten wollen, das ihr ein ſo unermeßliches Glück in Ausſicht ſtellt? Sie ſehen mich verwundert an, lieber Felix; da Sie ein naher Freund unſeres Hauſes ſind, ſo darf ich Ihnen wohl unſern Plan anvertrauen: wir haben beſchloſſen, aus unſerem einzigen, teuern Bruder Roderich und Adele Dorn ein Paar zu machen."

Sie warf den Kopf zurück und fixierte ihren Zuhörer mit ſo herausfordernder Miene, daß Felix ein wenig in Verlegenheit kam; die ſchüchterne Leopoldine aber räuſperte ſich und ſagte leiſe, aber feſt:

„Du haſt es beſchloſſen, Alexe — du und Lariſſa auch — ich nicht!"

„Schweig', Polde!" Die älteren Schweſtern ſagten es ſo zu gleicher Zeit und mit ſo gleichem Tonfall, als

hätten ſie ſich durch ein Zeichen dazu verabredet. Dieſes Uniſono mußte auch ſeine Wirkung nicht verfehlen, denn Polde ſchwieg wirklich.

„Unſer Bruder Roderich," fuhr Frau Dorn mit ſteigender Siegeszuverſicht in Blick und Ton fort, „iſt ein Mann, deſſen Gattin zu werden jedes Mädchen — verſtehen Sie, ich ſage, jedes Mädchen" — hier ſah die Sprecherin Felix ſo herausfordernd an, als ſei er ſelbſt ein Mädchen, das an der Wahrheit dieſer Ausſage zu zweifeln wage — „ſich zur höchſten Ehre und zum Gipfelpunkt irdiſcher Glückſeligkeit anrechnen kann. Von guter Familie, ſorgſam erzogen — durch mich —, eminent begabt, von hinreißender Liebenswürdigkeit, berühmt durch ſeine tiefe Gelehrſamkeit — was, ich frage Sie, was könnte ſelbſt die Anſpruchsvollſte ihres Geſchlechts mehr begehren?

Felix wußte es nicht und ſagte daher in geſetztem Ton: „Durchaus nichts!"

„Durchaus nichts!" wiederholte die Witwe pathetiſch. „Und was das Äußere betrifft — nun, iſt er nicht herrlich anzuſchauen, unſer Roderich? Er gleicht — er gleicht — wie hieß doch der Mann im Altertum, der

ſo ſchön war? Mein Gott, Sie werden es ja wiſſen, Felix!"

Der Doktor ſenkte die Augen hinter ſeinen Brillengläſern.

„Es gab deren mehrere," antwortete er dann mit ſtoiſcher Ruhe.

„Gewiß — gewiß, natürlich! Ich komme ſchon noch darauf — ich meine eben einen ganz beſtimmten Mann. Einen Antoniuskopf! Das iſt es! Den hat er! Nicht ſo, Schweſter Lariſſa?"

„Ohne Zweifel, Schweſter Alexe — er hat einen Antoniuskopf!"

„Und die junge Dame," warf Felix ein, „iſt ſie hübſch?

„Natürlich! Auffallend hübſch! Das heißt — ich habe ſie nie geſehen — doch das tut nichts. Ihre Mutter ſoll ſehr anmutig geweſen ſein; dieſer Zweig der Verwandtſchaft meines Seligen iſt mir total fremd. Adele iſt das einzige Kind ihrer ſeit Jahren verwitweten Mutter und bekommt ein Vermögen von neunzigtauſend Talern."

„Donnerwetter!" fuhr Felix heraus. „Bitte ſehr

um Entſchuldigung . . . Das heißt — ich meine — hörten Sie nicht das Gewitter, meine Damen? Wir bekommen einen gehörigen Sturm.“

In der Tat grollte es zornig in den Lüften, ein greller Blitzſtrahl fuhr züngelnd nieder, und das Unwetter brach mit voller Gewalt los.

Roſine kam aus der Küche herein.

„Was ſagte ich, meine Damen?“ triumphierte ſie. „Dieſe letzte Nacht habe ich von unſerer ſeligen Frau geträumt, und das bedeutet allemal ſchlechtes Wetter. Grundgerechter, wenn nur unſer Profeſſor jetzt nicht unterwegs iſt! Sehen die Herrſchaften nur, wie die See jetzt ausſieht, gerade als ob zehntauſend Teufel darin regierten!“

Das wild empörte Meer bot allerdings einen großartigen Anblick dar, ſo großartig, daß ſelbſt die rührige Zunge des Familienoberhauptes, der Frau Alexe Dorn, verſtummte. Es wurde plötzlich finſter in dem weiten, ſchönen Gemach, Blitz und Schlag folgten faſt unmittelbar aufeinander, und der Regen goß in Strömen nieder, die ganze Ausſicht in trübe, graue Schleier hüllend.

Die Witwe ſaß gravitätiſch in einem bequemen Lehn-

ſeſſel am Fenſter und ſah mit einer ſo beleidigten Miene in das Unwetter hinaus, als widerfahre ihr dadurch eine perſönliche Kränkung. Wie konnte jetzt gerade ein Sturm losbrechen, da man andern Tages den einzigen, geliebten Bruder, den berühmten Altertumsforſcher Profeſſor Dr. Roderich Norrmann, erwartete! Hätte dieſes Mißgeſchick nicht ein paar Tage früher eintreten können? Schweſter Lariſſa hatte ſich neben ihr Orakel geſetzt und ſah gleichfalls ſehr erzürnt aus. Felix flüſterte ſeitwärts mit Roſinen, der er den endgültigen Beſchluß über die Beſtimmung des Zimmers anvertraute, welche Tatſache die beiden Verſchworenen mit großer Genugtuung erfüllte. Leopoldine aber ſtand im Hintergrunde des Gemachs und blickte mit leicht verſchlungenen Händen und feuchten Augen zu dem Bilde eines etwa zwölfjährigen, lockigen Knaben auf. Es war ein verblichenes Paſtellbildchen, und er, den es darſtellte, war damals ſchon das geweſen, was er noch heute war, trotz Berühmtheit und Profeſſorentum — der einzige Liebling ihres zärtlichen, vereinſamten Herzens.

Draußen tobte der Sturm, ſtrömte der Regen nieder; der Abend brach raſch herein, in vielen Fenſtern glommen

die Lichter auf. Noch immer waren die fünf Menſchen im dunklen Zimmer bei einander, ſelten unterbrach ein Wort die Stille.

Da rückte über ihnen in der erſten Etage ein Stuhl, ein graziöſes, leicht hinperlendes Vorſpiel ertönte, und eine wunderſchöne Frauenſtimme begann das Heineſche „Fiſchermädchen“ nach der eigenartig reizenden Meyerbeerſchen Kompoſition zu ſingen. Staunend lauſchten die Zuhörer, ſtaunend und atemlos auf dieſe ſüße Stimme:

„Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm, hat Ebb' und Flut,
Und manche ſchöne Perle
In ſeiner Tiefe ruht!“

* * *

„Franz, du bleibſt bei den Sachen auf dem Wagen, ich werde hier abſteigen.“

Die imponierende Geſtalt des Sprechers und ſeine tiefe, klangvolle Stimme ſchienen keinen unbedingt zwingenden Einfluß auf den blonden Rieſen mit dem ſtrohfarbenen Schnurrbart und den grundehrlichen Augen auszuüben, er ſchüttelte zweifelhaft den Kopf.

„Allein werden der Herr Profeſſor gehen? Werden Sie denn auch das Hotel finden?“

„Natürlich! Du weißt ja, daß ich viele Jahre hindurch jeden Sommer hier verlebt habe.“

„Ganz ſchön, aber wo ſind die Zeiten hin? Und jetzt bei dem Wind und der kalten Abendluft wollen der Herr Profeſſor hier im tiefen Sand längs der See gehen? Noch dazu ohne Plaid? Nein, den Plaid müſſen der Herr Profeſſor wenigſtens nehmen!“

„Nun, ſo gib ihn her! So! Den Damen ſagſt du, ich käme ſofort.“

„Zu Befehl!“ ſagte Franz laut und ſetzte dann leiſe hinzu: „Aber das Geſicht von Frau Alexe, wenn ich ohne den Herrn komme!“ Der langjährige, treue Diener und Reiſebegleiter Profeſſor Norrmanns ſchmunzelte ganz behaglich vor ſich hin, im Gedanken an Frau Dorns erzürnte Miene, er wollte ſich offenbar ihren Ärger nicht allzuſehr zu Herzen nehmen.

Sein Herr hörte nicht weiter auf ihn; ſich feſt in den Plaid wickelnd, ſchritt er raſchen, elaſtiſchen Ganges über den noch feſten Uferſand, während der Kutſcher

ſich anſchickte, rechts abzubiegen und Franz ſeinem Gebieter wohlgefällig nachblickte.

Wohl hatte der Gute ein Recht dazu, ſtolz auf „ſeinen Profeſſor“ zu ſein. Wenn auch auf der hohen, kraftvollen Geſtalt kein „Antoniuskopf“ ſaß, wie Frau Alexe überſchwenglich behauptet hatte, ſo beſaß der vergötterte Bruder immerhin ein geiſtvolles, anziehendes Geſicht. Das dichte, leicht geringelte, braune Haar fiel auf eine ſchöne Stirne, ſtolz geſchwungene Brauen gaben dem Antlitz einen kühnen Ausdruck, auch ohne den energiſchen Zug um die Lippen. In das dunkle Haupthaar miſchte ſich hie und da bereits ein grauer Faden, indes der lange Vollbart noch das tiefſte Dunkelbraun zeigte. In dieſem klugen und bedeutenden Geſicht aber ſtanden zwei dunkle Augen, die ſeltſam zu den übrigen Zügen ſtimmten — ſchauten ſie immer ſo weich und träumeriſch drein, die Augen des gelehrten Altertums-Profeſſors Roderich Norrmann? Sie hatten es lange, lange nicht getan, und wenn es je einmal geſchehen, ſo war es nur für einen flüchtigen Augenblick geweſen; im übrigen hatten die Augen acht Jahre hindurch ſtets den ernſten, durchdringenden Blick des

Forſchers gehabt, den ſinnenden Blick des gelehrten Schriftſtellers, — zum Träumen war keine Zeit geweſen ... Aber jetzt — aber heute — im lieben Deutſchland, am Strande der lieben, alten Oſtſee, deren Brauſen ihm ein ſüßes, heimliches Wiegenlied von Kindheit und Jugend zuzuraunen ſchien, da wachte die alte Vorliebe zum Sinnen und Träumen auf in der Seele des berühmten Mannes; er hatte ſie längſt für tot und begraben gehalten und erfuhr es nun, daß es nur der alten, vertrauten Umgebung bedurfte, um ſie vom Scheintode zu wecken! Wie gern war der begabte, fleißige Knabe, nachdem er ſtundenlang unter Schweſter Alexes und Lariſſas Aufſicht eifrig gelernt, ins enge, dämmerdunkle Hinterſtübchen zu Schweſter Leopoldine geſchlüpft — der Einzigen, die ihn nicht beſtändig gemahnt und gelobt und erzogen — der Einzigen, die den ſeltſam träumeriſchen Hang in dem phantaſiereichen Kinde genährt, die ihm Märchen erzählt und Gedichte vorgeleſen hatte, um endlich, wenn er, müde vom Zuhören, ſeinen Lockenkopf in ihren Schoß drückte und mit weit, weit offenen Augen dem Gehörten nachſann, ihre beiden Hände auf das dunkle Lockenhaar des Lieb-

lings zu legen. Wenn dann zuletzt von drüben Alexes herrische oder Lariſſas ſcharfe Stimme „Roderich!“ rief, dann bog ſich Leopoldinens blaſſes Geſicht noch einmal haſtig über den Knaben, und ihre leiſe Stimme fragte mit leiſem Flüſtern: „Haſt du mich lieb, Rody — ſehr lieb?“ Wie glückſelig konnte ſie dann lächeln, wenn er ihr antwortete: „Am liebſten von allen!“

Dachte der Profeſſor an dieſe Kindheitsbilder, als er jetzt langſam, Schritt für Schritt an dem durch den geſtrigen Sturm noch immer heftig aufgewühlten Meere dahinſchritt? Oder ſah er ſich im Geiſt als heranwachſenden Jüngling, wie er Leopoldinen heimlich in der Dunkelheit ein beſchriebenes Blatt in die Hand drückte und aufgeregt ſagte: „Für dich ganz allein, Poldchen! Um Gottes willen, laß' es die andern nicht ſehen!“ Sie hatte einen heiligen Eid darauf geleiſtet und ihn treulich gehalten. Es waren ſeine erſten ungelenken Verſe geweſen und der Gegenſtand derſelben ein gewiſſes Evchen Hellmuth, das der fünfzehnjährige Roderich mit allen Qualen einer hoffnungsloſen Leidenſchaft angebetet. Doch ach, die reizende, achtzehnjährige Zauberin mit den Korallenlippen und den blitzenden

Augen hatte es nicht nur allen Sekundanern angetan, ſondern es bemühten ſich auch Leute um ihre Gunſt, die bereits eine Stellung, ein Amt hatten, würdevolle Referendare, ungeheuer gelehrte Privatdozenten und — Entſetzen! — auch ſporenklirrende, ſäbelraſſelnde, ſchnurrbartkräuſelnde Leutnants.

Gott, wie Roderich Norrmann die Leutnants damals haßte! Dieſe Epaulettenträger, dieſe Nichtswiſſer, dieſe Gecken — ſo ſchimpfte er in ſich hinein, wenn ſie ihm bei ſeinen Fenſterparaden Konkurrenz machten. Und er mußte es doch erleben und alle liebeglühenden Sekundaner mit ihm, daß Evchen Hellmuth eines Tages glückſtrahlend am Arm eines ſolchen „Ungeheuers“ triumphierend durch die Straßen ſchwebte, in einem weißen Federhütchen — zum Totſchießen reizend. Und Roderich ſtand in nächtlicher Stunde ſchluchzend am Fenſter ſeines Stübchens und ſah zu den Sternen auf und ſchwor dem Leutnant Rache, ihm und allen ſeinen Kameraden, und dann verbrannte er an der einſamen Flamme eines dünnen Wachsſtöckchens all' die glühenden Gedichte, in denen immer unfehlbar „Herz“ auf „Schmerz“ reimte, und verſchwor ſich, nie wieder einer

ſolchen Torheit anheimzufallen, ſondern „ein Mann zu ſein“ — trotz ſeiner fünfzehn Jahre — und nur dem Studium zu leben. „Die Wiſſenſchaft ſei meine einzige Geliebte,“ gelobte er ſich damals feierlich und legte die Hand beſchwörend auf einen griechiſchen Klaſſiker.

Hatte Evchen Hellmuth wirklich keine Nachfolgerin gehabt? Konnte ein Mann von dem Äußeren Roderich Normanns wirklich bis in ſein ſiebenunddreißigſtes Lebensjahr ungeſtraft durch aller Herren Länder ziehen, ohne dem allgemeinen Menſchenloſe anheimzufallen? . . . Im ganzen hatte er es wirklich gekonnt! Nicht daß Evchens Bild noch immer in ſeinem Herzen wurzelte — Gott bewahre! Aber die Wiſſenſchaft, der er ſich in jener verhängnisvollen Nacht ſo ganz zu eigen gegeben, war eine deſpotiſche Gebieterin, ſie nahm den Jünger ganz für ſich in Anſpruch und gönnte ihn keiner blonden oder braunen irdiſchen Geliebten. Wohl kamen noch Stunden des Sehnens und Träumens, ja, ſogar des Dichtens, aber ſie hatten keinen beſtimmten Gegenſtand, ſie ſchweiften mehr ins Allgemeine, und als erſt Deutſchland hinter ihm lag, das „ſchwärmeriſche, unpraktiſche Deutſchland“, da ging auch die Neigung zum „Sentimen-

talen", um derentwillen der Professor sich oft selbst verspottet, zugrunde, und nichts blieb übrig, als ein Mann der Gelehrsamkeit und der Wissenschaft, ein Mann der Arbeit und des unablässigen Strebens — immerhin genug! Wenn dem schönheitsdurstigen und schönheitstrunkenen Auge des Forschers hin und wieder auf seinen Fahrten ein weibliches Wesen begegnet war, dessen Äußeres ihn entzückte, so hatte er es auf sich wirken lassen, wie den Eindruck eines herrlichen Kunstwerks, das man ja auch nicht jedesmal zu besitzen wünscht, und er hatte sich selbst eingestehen müssen, daß, ob auch Sinne und Phantasie sich zuweilen angezogen gefühlt, doch jedesmal noch ein gewisses Etwas gefehlt habe, was, wie er wohl fühlte, zum „süßen Wahnsinn" der Liebe unumgänglich notwendig war. Zuweilen hatte er sich wohl nach der Poesie einer gemütlichen Häuslichkeit, eines liebenden Herzens gesehnt — aber die Despotin, die Wissenschaft, ließ ihn nie lange solchen Phantasien nachhängen, sie nahm seinen Geist gefangen und hielt ihn in ihren Fesseln — bis jetzt . . .

Eine graue Welle hob hoch ihr schaumgekröntes Haupt und warf eine kleine, rosenrote Muschel vor die

Füße des Wanderers; haſtig bückte der gelehrte Mann ſich danach und hob ſie auf. Dabei fiel ihm ein Märchen ein von dem Geſchenk der Seejungfrau, das ihm einſt Leopoldine erzählt — wie ſeltſam war ihm zu Mute, wie wunderlich — eine Stimmung, aus Humor und Rührung zuſammengeſetzt. „Du deutſcher Michel!“ ſagte er halblaut vor ſich hin. Er hätte ſich am Strande niederwerfen mögen und in die Wellenſtrudel und in das raſch verglimmende Abendrot ſtarren — und — ja — — er fuhr unwillkürlich mit der Linken in die Bruſttaſche ſeines Rockes — er hatte wirklich Papier und Bleiſtift bei ſich! Nein! Roderich Norrmann warf den Kopf zurück — es ſollte ihn nicht bezwingen, das „ſentimentale Deutſchland“!

* * *

„Franz, Franz, Sie ſind es! Wo iſt unſer Bruder? Wann kommt er?“

„Iſt ihm ein Unglück zugeſtoßen? So reden Sie doch, Franz!“

Der Rieſe ſah mit unerſchütterlicher Seelenruhe auf die beiden aufgeregten Damen herab, die lebhaft geſtiku-

lierend vor ihm ſtanden, während die dritte Schweſter blaß, mit weit offenen Augen am Türpfoſten lehnte, augenſcheinlich außer ſtande, ſich von der Stelle zu bewegen.

„Seien Sie nur ruhig, Fräulein Norrmann,“ ſagte Franz, ſeine ehrlichen Augen auf Leopoldine heftend, „der Herr Profeſſor ſind wohl und munter und gehen nur ein bischen längs dem Strande ſpazieren!“

„Franz“, fuhr Frau Dorn auf, „Sie wollen ſich wohl einen ſchlechten Spaß mit uns erlauben?“

„Das würde mir nicht gut anſtehen als Diener, gnädige Frau! Wenn Sie mir nicht glauben wollen, dann fragen Sie meinen Herrn ſelbſt, er muß bald kommen. Wie geht es Ihnen, Roſine?“

Er trat auf die aus ihrem Stübchen Herbeieilende zu und nahm ihre abgearbeitete Rechte in ſeine großen, derben Hände.

„Kommen Sie nur mit mir, Franz“ — ſie zog ihn ohne weiteres mit ſich — „ich muß Sie erſt ein bißchen ausfragen. Die Sachen könnten Sie jetzt doch noch nicht auspacken, der Herr hat ja die Schlüſſel.“

Sie führte ihn in ihr ſauberes Kämmerchen und nötigte ihn auf das ſteinharte, hochbeinige Kanapee.

„So! Und nun, Franz, wir haben uns acht Jahre lang nicht geſehen, aber zuvor hatten Sie ja ſchon vier Jahre dem Herrn Profeſſor gedient; mit mir freilich können Sie es nicht aufnehmen, ich habe ja ſchon mein fünfundzwanzigjähriges Dienſtjubiläum bei unſerer Herrſchaft gefeiert. Ich weiß aber, daß Sie doch viel guten Willen haben und für unſeren Profeſſor durchs Feuer gingen, ebenſo wie ich es täte, wenn Sie auch mit Ihren zweiunddreißig Jahren ein Kind ſind gegen mich. Sie ſollen mir nur eines ſagen, Franz, aber ehrlich, ganz ehrlich! Denken Sie an Ihre ſelige Mutter und antworten Sie mir auf Ihr Gewiſſen: hat der Profeſſor ſich verlobt — ja oder nein!“

Der Rieſe fuhr von ſeinem Ehrenplatz auf. „Um Gottes willen, nein! Warum fragen Sie das?“

„Auch nicht verliebt, Franz? Der liebe Gott ſieht Ihnen jetzt ins Herz hinein und wird Sie ſtrafen, wenn Sie eine würdige, alte Frau belügen!“

„I, ſo ſoll doch! Was ficht Sie an, Roſinchen?

Nein, auch nicht verliebt! Ich müßte das doch wiſſen, aber es iſt nicht, — weshalb ſollte es auch?“

„Weil ich drei Nächte hinter einander habe unſern Profeſſor im Sarg liegen ſehen, in einem großen, ſchwarzen Sarg, ſag' ich Ihnen, ſchlohweiß angetan, und viel Grünes rund um ihn herum — na, und was das bedeutet, das weiß ich nur zu gut! Nun hab ich mir ſteif und feſt eingebildet, er hat ſich verlobt oder wenigſtens verliebt da draußen in Spanien oder im Türkenland, und es hätt' dann hier Mord und Totſchlag gegeben, wo unſere beiden Aelteſten ihm doch ſchon eine Braut verſchrieben haben.“

„Meinem Herrn eine Braut verſchrieben? Wer in aller —“

„Schreien Sie doch nicht ſo, Franz! Das fremde, reiche Fräulein, die Tochter von einem Vetter unſerer Aelteſten, ſoll in dieſen Tagen herkommen, und dann wollen ſie es ſo einrichten, daß die beiden ſich gegenſeitig verlieben.“

„Donnerwetter noch einmal!“

„Ich muß es mir verbitten, daß Sie in meiner Gegenwart fluchen, Franz!“ fiel Roſine würdevoll ein.

„Sie wiſſen, ich hab' das nie gelitten, und jetzt auf meine alten Tage leid' ich's erſt recht nicht. Ich hatte Sie mir ſchon ſo ſchön erzogen in den vier Jahren — jetzt aber, unter all den fremden Völkern, ſind Sie wieder ganz verwildert. Sie haben wohl eine ausländiſche Liebſchaft angefangen, was?"

„Gott ſoll mich in Gnaden bewahren!" verteidigte ſich Franz. „Die Ausländerinnen können mir alleſamt geſtohlen werden. Nein, wenn ich einmal heiraten ſollte, dann nehm' ich mir ein deutſches Mädchen, das kein fremdes Wort ausſprechen kann. Schreckliches Volk, die Ausländer!"

„Das iſt brav von Ihnen, Franz." Roſine hätte ihre Billigung ſicher ſehr wortreich ausgedrückt, wenn die Glocke ſie nicht zu ihren Herrinnen gerufen hätte.

Da ſie lange nicht wiederkam, ſo ging Franz, dem die Zeit lang wurde, auf den Korridor hinaus und vertiefte ſich, am Fuß einer Treppe ſtehend, mit der Miene eines weitgereiſten Mannes in die Betrachtung des Veſtibüls.

In dieſem Augenblick kam ein leichter Schritt die Treppe herab. Franz, in ſeine Betrachtungen verſunken,

überhörte denſelben gänzlich, und die zierliche, behende Blondine ward ebenfalls des untenſtehenden Maunes nicht anſichtig, da ſie den Kopf zurückgewandt hatte, um noch einen Blick in einen oben angebrachten, kleinen Spiegel zu gewinnen. Natürlich konnte ſie dabei unmöglich auf ihre Schritte achten, und ſo kam es, daß ſie plötzlich ſtrauchelte, das Gleichgewicht verlor und mit einem lauten Schreckensruf die Stufen hinunter und geradewegs in die ausgebreiteten Arme Franzens fiel.

„Bon Dieu, quel malheur! Pardon, monsieur…“

„Auch 'ne Ausländerin“, brummte Franz zwiſchen den Zähnen, ſeine ſchöne Bürde ſehr behutſam auf den Boden ſtellend. „Bitte ſchön“, ſagte er laut, „es war recht gerne geſchehen.“

„Oh monsieur, vous êtes bien aimable.“

„Jawohl“, verſicherte Franz nachdrücklich, indem er das feine, roſige Geſicht des mit äußerſter Zierlichkeit gekleideten Zöfchens wohlgefällig betrachtete. „Ich heiße Franz Wolter und ſtehe im Dienſt bei Herrn Profeſſor Norrmann, und Sie, Fräulein?“

„Je m'appelle Madeleine Rossignol, et ma-

dame . . . ah, elle a sonné. Bon soir, monsieur Voltère.“

„Auf Wiederſehen, Fräulein Magdalene.“

Sie huſchte raſch die Stufen hinauf, während er ihr unverwandt nachſah. Es war drollig, daß beide ihre Mutterſprache geſprochen und einander dabei doch ganz gut verſtanden hatten, noch drolliger, daß, während Franz vor ſich hin murmelte: „Ich kann ja auch franzöſiſch reden, will aber das Zeug nicht radebrechen“, Madeleine oben einen koketten, kleinen Knix nach der Treppe zu improviſierte und im reinſten Deutſch lachte: „Ja, auf Wiederſehen, Herr Voltère!“

* * *

Mittlerweile war der Profeſſor bei den Seinigen angelangt. Er ſaß in ſeinem Zimmer, deſſen Lage und Einrichtung ſeinen vollen Beifall hatte, und antwortete freundlich auf die zahlloſen Fragen, mit welchen Alexe und Lariſſa ihn beſtürmten, ohne dabei die ſchmale Hand Leopoldinens loszulaſſen, die er neben ſich auf das Sopha gezogen hatte.

„Sind deine Schriften nicht bereits ins Franzöſiſche

übertragen, Roderich?“ fragte Frau Dorn mit ſtolz leuchtenden Augen.

„Gewiß“, ſagte der Gefragte leichthin. „Die letzten hat man ſogar ſchon ins Italieniſche und Engliſche überſetzt.“

„Es iſt doch herrlich, es iſt doch erhebend!“ Die Witwe ſah ihren berühmten Bruder ſo bewunderungsvoll an, als ſei er ein ſeltenes Kunſtprodukt. „Wenn ich meinen Seligen nicht ſo unendlich geliebt hätte, nie würde ich mich dazu verſtanden haben, meinen prächtigen Namen Norrmann mit dem einfachen Dorn zu vertauſchen. Daß du unſeren Namen dereinſt berühmt machen würdeſt, einziger Bruder, wußte ich ja im voraus, obgleich du zur Zeit meiner Heirat noch ein Knabe warſt, aber ich ſagte es immer. Schweſter Lariſſa, du wirſt dich beſinnen, daß ich es immer ſagte.

„Gewiß, Schweſter Alexe. Es war ja unſer tägliches Gebet zu Gott, er möge unſeren teuren Bruder groß und berühmt werden laſſen.“

„Und glücklich!“ ſchaltete Leopoldine leiſe ein.

„Du weißt, mein Teurer“, fuhr dann die Witwe fort, „daß wir noch einen lieben Gaſt erwarten?“

„Du ſchriebſt es mir“, entgegnete Roderich, „doch kann ich, ehrlich geſtanden, mich nicht darauf freuen. Ein junges, vorausſichtlich vergnügungsſüchtiges und anſpruchsvolles Mädchen paßt wenig für das Stilleben, das ich mir ſo hübſch gedacht; ich wäre lieber mit euch allein geweſen.“

„Ich bin untröſtlich, daß es nicht mehr zu ändern iſt“ — Frau Alexe ſah keineswegs untröſtlich aus — „dein Behagen iſt ja unſer einziges Sinnen und Denken, wie du weißt. Doch ließ ſich dieſe Sache wirklich nicht gut von der Hand weiſen, aus — aus mehreren gewichtigen Gründen. Ich hoffe doch, Adele wird dir nicht ſtörend ſein — nein, ach nein, gewiß nicht!“

Roderich lächelte.

„Wer weiß, ob ich ihr nicht ſtörend ſein werde. Sie hoffte vielleicht auf einen galanten Kavalier und findet nun einen würdigen, geſetzten Herrn, der zu Galanterien nicht die mindeſte Luſt verſpürt.“

„Und einen auffallend ſchönen Mann,“ fiel Lariſſa begeiſtert ein, „hervorragend unter Unzähligen durch ſeine eminente Begabung.“

„Ich habe es bisher noch nicht gewußt, daß ich

auffallend ſchön ſei," ſagte Roderich mit gutmütigem Spott, „werde aber heute abend daraufhin aufmerkſam in den Spiegel ſehen. Da kommt ja Roſine, meine alte, ewig neue Liebe. Noch ganz das gute, treue Geſicht von ehedem."

Es war hübſch anzuſehen, wie der berühmte Mann ſeinen Arm um die alte Dienerin legte und ſich zu ihr niederbog; die beiden ältern Schweſtern ſchlugen den Blick gen Himmel, als richteten ſie die beſcheidene Anfrage an denſelben, ob ſonſt auf der weiten Welt noch ein ſolcher Menſch exiſtiere.

Spät erſt gingen die Geſchwiſter zur Ruhe; der Profeſſor ſchritt noch lange in ſeinem ſchönen, weiten Gemach auf und ab und lauſchte dem Brauſen der Brandung mit demſelben ſinnenden Blick, den er bei ſeiner einſamen Wanderung am Meeresgeſtade hatte. Er ſchien gegen eine Verſuchung anzukämpfen, endlich zog er, vor ſich hin lächelnd, ſein Notizbuch aus der Bruſttaſche und ſchrieb haſtig, ohne abzuſetzen:

„Sei mir gegrüßt, mein deutſches Land,
Das ich ſo ſchwer entbehrt,
Zu dir nach langer Wanderſchaft
Bin ich nun heimgekehrt.

Gegrüßt, du deutſches, blaues Meer,
Mit deinem Wellenſchlag,
Wie klingt dein Brauſen lieb und traut
In meinem Herzen nach!

Gegrüßt, du deutſchen Wortes Schall,
So kraftvoll, treu und rein,
Nie klang der fremden Zunge Laut
Mir ſo ins Herz hinein!

Drum zieht der müde Wandersmann
Noch einmal nicht hinaus,
Ihm iſt wie dem verirrten Kind,
Das endlich fand ſein Haus!"

Der Profeſſor überlas das Geſchriebene und lächelte wieder.

„Wie in der lieben Sekundanerzeit, und wahrhaftig, nicht beſſer, als damals," murmelte er, „man iſt eben ſeit lange aus der Übung."

Er ſchüttelte über ſich ſelbſt halb mitleidig den Kopf, löſchte dann haſtig das Licht und legte ſich ſchlafen. — —

Welch köſtlicher, friſcher Morgen! Glorreich wie ein ſieghafter Held ſtand die Sonne am Himmel, der ſich wie eine Rieſenglocke über der erfriſchten Welt wölbte. Tiefruhig lag das gebändigte Meer, in langgezogenen Akkorden ſeinen Wellengeſang rauſchend. Be-

zwungen ruhte der Sturm, die Rieſenſchwingen friedlich zuſammengefaltet, als ſchäme er ſich ſeines Ungeſtüms. Wie in Sonnenglanz gebadet lag der Gaſthof mit ſeiner zierlichen Vorhalle; Eduard, der liebenswürdige Ganymed, der genau die Gewohnheiten ſeiner Angebeteten kannte, ſtand, etwas verſchlafenen Angeſichts, auf einer der Treppenſtufen, um die Gebieterin ſeiner hoffnungsloſen Gefühle an ſich vorüberſchweben zu ſehen. Hätte er gewußt, daß die ſchlaue, kleine Franzöſin, der dieſes Auflauern widerwärtig war, längſt mit ihrer Herrin aus der Hintertür das Freie gewonnen hatte, er würde ſicher einen Teil ſeines ſchönen Selbſtbewußtſeins eingebüßt haben.

„Guten Morgen, Herr Profeſſor!“

Der Harrende ſprang mit einem kühnen Satz beiſeite und verfolgte erſtaunten Blickes die ſtattliche, an ihm vorüberſchreitende Männergeſtalt, ſich innerlich fragend, was vornehme Leute davon haben könnten, ſo früh aufzuſtehen, während es doch viel angenehmer ſei, ſich einer behaglichen Ruhe hinzugeben.

Roderich wußte, was er davon hatte! Wohlig atmete er die friſche Luft ein, hob den Blick zum

Morgenhimmel empor, der ſo viel heller war, als die leuchtende, intenſive Azurfarbe des ſüdlichen Himmels, den er ſo lange über ſich gehabt. Deutlich hörte er bereits das tiefe, regelmäßige Branden der See, doch ſah er ſie noch nicht, — er hatte ſeinen eigenen Plan. Auf gewundenem Pfade ſchritt er dahin, die regelmäßig gezogenen Straßen ſorgfältig vermeidend. Wie oft war er als Knabe dieſen Weg gelaufen, der damals freilich noch nicht ſo gut geebnet und ſauber gehalten war, um dann einen für ſeine damaligen Begriffe recht hohen Berg zu erklimmen und von dort einen wundervollen Ausblick auf das weite Meer zu gewinnen und, dicht an den Rand des Bergkegels tretend, auf den ſchmalen Streifen Strand zu ſeinen Füßen herabzuſehen, bis ihn ein jäher Schwindel ergriff, daß er hinabzuſtürzen fürchtete und haſtig zurücktreten mußte. Und doch hatte er, ängſtlich vornüber gebeugt, immer wieder da hinabſehen müſſen, denn der Sandſtreifen glitzerte faſt immer von gelblichen Stückchen Bernſtein und kleinen, weißroſigen Muſcheln, die des Meeres Wellen herangeſpült, und es hatte einen eigenen Reiz für ihn gehabt, zu ſehen, wie die Wogen näher kamen, ihre Schätze ans Ufer trugen

und, zurückweichend, ſich wieder verloren in die unendliche Wüſte. Da lag der Berg vor ihm! Der Profeſſor lächelte, und ſein Blick glitt ſeitwärts nieder — im Geiſt ſah er neben ſich einen braunlockigen, ſchmächtigen Knaben emporhaſten, die Füße glitten unaufhörlich aus in dem lockern Sande, aber das tat nichts, — die Augen ſtrebten verlangend voraus auf zum Gipfel des Hügels, und die bleichen Wangen röteten ſich leiſe. Jetzt war das Stück Arbeit leichter überwunden; da ſtand, auf halbem Wege, noch der windzerzauſte wilde Roſenſtrauch mit wenigen verblaßten Blüten, die das Kind ſtets geliebt — der Profeſſor pflückte ſie, einen Augenblick ſtehen bleibend, dann noch einige Schritte, und er war oben — wie ſchön!

Da dehnte ſich ruhevoll das Meer in tiefſter, unergründlicher Bläue, in leiſe gefurchten Kämmen, dort hinüber, ganz hinten, tanzten in neckiſchem Spiel die leuchtend weißen „Schäfchen“, blitzſchnell auftauchend und wieder verſchwindend. Auf jener ins Meer hinausragenden Klippe ſtand der Leuchtturm, deſſen weithin ſtrahlender Feuerſchein die zagende Seele des phantaſiereichen Kindes oft mit Troſt und Beruhigung erfüllt

hatte; wenn die armen, vom Sturm verſchlagenen Schiffer in nächtlicher Dunkelheit den leuchtenden Stern aufblitzen ſahen, dann waren ſie ja geborgen; mit kundiger Hand lenkte der Steuermann ſein Fahrzeug dem winkenden Licht entgegen, und bald konnten die geängſtigten Seeleute ausruhen von aller erduldeten Qual und Sorge. Bei ſolchen Bildern beruhigten ſich des lebhaften, nervöſen Knaben fiebernde Pulſe, und dankbar ruhte ſein Blick auf dem hoch emporſtrebenden Turm, den hilfreiche Menſchenhand auf der trotzig wilden Klippe errichtet.

Nur nach heftigem Sturm zeigte die Oſtſee dieſes köſtlich warme, leuchtende Blau, der wolkenloſe Himmel ſchien matt und verblaßt gegen die geſättigte Farbenſchönheit des ſtill ruhenden Meeres.

Roderich hatte weit ſchönere, farbenprächtigere Bilder vor ſeinen Blicken ſich entrollen geſehen — die Erinnerung aber übergoldete dieſes einfach großartige Gemälde mit einem Zauber, der ihn ganz gefangen nahm. Jetzt trat er hart an den Rand des ſteil abfallenden Berges und ſah hinab — o wie ſchön, wie einzig ſchön!

Unmittelbar zu ſeinen Füßen lag eine flockige, flam-

mend rote Decke auf dem graugelb flimmernden Sande, und darauf ruhte eine Frauengeſtalt. War es der alte Schwindelanfall aus der Knabenzeit, der Roderich Norrmann mit plötzlicher Gewalt packte, daß er raſch zurückwich, um gleich darauf wieder, erwartungsvoll vorgebeugt, hinabzuſtarren?

Es war eine junge Dame, deren weiche Formen ſich plaſtiſch von der roten Decke abhoben. Die rechte Hand hatte ſie unter ihr Haupt geſchoben, der zurückfallende Spitzenärmel des luftigen, weißen Morgenkleides zeigte die vollendete Rundung des Armes. Das ſchwarzblaue, üppige Haar war gelöſt und fiel zwanglos um den ſchöngewölbten Nacken, einige Ringel nickten in die Stirne hinein, bis faſt auf die prachtvoll geſchweiften, dunkeln Augenbrauen. Um den ſchönen, ſtolzen Mund ſpielte ein faſt verächtlicher Zug; die Augen waren geſchloſſen, lange, dunkle Wimpern berührten die weichgeformten Wangen des bleichen und doch frühlingsfriſchen Geſichtes. Wie ſchön ſie war! Roderich ſtockte faſt der Atem, wie er ſo unbeweglich zu ihr hinabſtarrte — ſchlummerte ſie? Es ſchien nicht der Fall zu ſein, denn der kleine Fuß, der unter dem Mantel von weißem, dickem Stoff,

in den die ganze Geſtalt feſt eingehüllt war, hervorlugte, bewegte ſich immer in demſelben Rhythmus auf der roten Decke, als folge er einer beſtimmten Melodie, die ſeiner Beſitzerin nicht aus dem Sinne wollte.

Die Hand des Profeſſors rührte ſich leiſe, wie unwillkürlich. Langſam, wie von der Luft hinabgetragen, flatterten die wenigen Roſen, die er zuvor dem windzerzauſten Strauch abgewonnen, nieder auf die ruhende Geſtalt. Der einſame Lauſcher bog ſich erwartungsvoll vor — empfand ſie die Berührung? Nein, ſie blieb regungslos wie zuvor, ohne den Blumengruß zu bemerken.

Zwei der kleinen, verblaßten Blüten lagen auf ihrer Bruſt, eine herabgeglitten, ihr zur Seite, das letzte zerflatternde Heckenröschen aber hing oben in ihrem nachtdunklen Haar, wie ein kleiner, heller Stern. Wenn ſie nur die Augen öffnete! Sie mußten groß und ſchwarz und ſieghaft ſein, wie zwei Sonnen, ſagte ſich Roderich, — er hätte Ausdruck und Farbe deutlich mit ſeinem Falkenblick unterſcheiden können, deutlich und unbemerkt! Wie ſollte ſie ahnen, daß da oben ein Menſch weilen und des Augenblicks harren könne, da ſie die Augen aufſchlagen würde?

Wer war das Mädchen, das plötzlich neben der Ruhenden auftauchte, wo war es ſo lange geweſen? Wohl hinter jenem kleinen Felſenvorſprung, der ein ſo lauſchiges Verſteck bot, wie Roderich aus früherer Zeit wußte. Eine zierliche, kokett gekleidete Blondine, das weiße, reichgarnierte Schürzchen beim Zipfel haltend, mit den munteren Augen unbefangen in die Welt blickend; ſie näherte ſich ſo vorſichtig, als ſei der weiche Seeſand der Parkettboden eines Salons, jetzt machte ſie Halt und neigte ſich über die Träumende.

„Schon Zeit, Madeleine?“ Das ſchöne Haupt bewegte ſich ein wenig, eine weiße Hand tauchte in den ſchwarzen Haarwogen auf, dann öffneten ſich langſam die Augen, große, mandelförmige Augen, aber ſie waren nicht dunkel und ſieghaft — tiefblau und geheimnisvoll leuchteten ſie.

„Brachteſt du die Blumen, Madeleine?“

Sie hatte eine tiefe, metallene Stimme; die ihrer Untergebenen tönte wie Lerchengezwitſcher dazwiſchen.

„Nein, ich nicht! Auch kam niemand des Weges, ich merke ja ſtets ſo ſcharf auf! Es ſind kleine, wilde

Roſen, vielleicht löſte ſie der Wind vom Strauch und trug ſie hinüber!“

„Und trug ſie alle zu mir? Sei's drum, wir wollen dem guten Winde dankbar ſein!“

Der ſtolze Mund lächelte freundlich bei dieſen Worten, und oben auf dem Berge ſtand ein Mann und lächelte gleichfalls über den „guten Wind“, der das ſchöne Weib mit Roſen beſtreute.

* * *

Roſine ſtand in dem Zimmer des Profeſſors und folgte mit aufmerkſamen, ſachkundigen Blicken den Bewegungen des aufräumenden Franz. Ihre ſchwarze Katze, von der ſie ſich nie trennte, hatte ſich der Herrin nachgeſchlichen, einen ſonnigen Fleck erſpäht und putzte nun emſig mit ſcharfem Zünglein ihr glänzendes Fell.

„Das muß wahr ſein, Franz“, begann die Alte jetzt beifällig, „ein ordentlicher Menſch ſind Sie, man merkt, daß ein Frauenzimmer Sie in der Lehre gehabt hat! Da wird nichts obenhin abgehuſcht, nein, alles ſauber und pünktlich! Sind all' die Briefe und Hefte, die da liegen, für unſern Profeſſor?

„Das iſt noch gar nichts, Roſinchen!“ ſchmunzelte Franz überlegen. „Wie wir auf Reiſen waren, bekamen wir ganze Stöße von ſolchem Geſchreibſel, oft iſt nicht ein vernünftiges Wort darin, ſag' ich Ihnen, das wandert dann gleich in den Papierkorb!“

„Nicht möglich! Wer ſchreibt denn ſo oft an den Herrn?“

„Nun, das ſind gelehrte Profeſſoren, die ihn loben, und andere, die Bücher ſchreiben, wie er, und junge Windhunde, die gern über Nacht berühmt werden möchten und fragen, wie er's angeſtellt hat, — als wenn ſo was im Handumdrehen ginge! Auch betteln ihn viele an und beneiden ihn und ſchreiben gegen ihn; und dann ſchreiben auch allerhand aufdringliche Frauenzimmer.“

„Franz, Sie werden unmoraliſch!“ Roſine hob ſtreng den Zeigefinger. „Pfui, ſchämen Sie ſich!“

„Ich kann doch nichts dafür“, verteidigte ſich der Rieſe, „die Verderbnis in den großen Städten iſt entſetzlich, und wer noch dazu ſo ausſieht, wie unſer Herr —“

„Wir wollen nicht weiter davon reden“, unterbrach ihn die Alte, „Sie ſind ja wohl jetzt hier fertig und gehen ein bischen aus, wie Sie ſich's vorgenommen hatten.

Nun ſehen Sie mir das Tier an!“ rief ſie plötzlich, auf die Katze deutend, „wie es ſich wäſcht und leckt. Wenn das nicht Beſuch bedeutet! Gerechter Himmel, der könnte mir jetzt noch fehlen, meine Damen alle drei im Bade, der Profeſſor ausgegangen, — aber freilich, wer ſollte jetzt auch kommen?“

Franz verabſchiedete ſich höflich von Roſinen, ergriff ſeine Mütze und trat ſeinen Spaziergang an.

Etwa zehn Minuten ſpäter rollte ein offener Wagen vor das Hotel. Ein großer, nägelbeſchlagener Koffer und eine umfangreiche Reiſetaſche auf dem Kutſcherſitz deuteten auf die Abſicht eines längeren Aufenthalts. Der dienſtfertige Eduard ſtürzte, von einem Kollegen gefolgt, die Treppe hinab und riß den Wagenſchlag auf, der Inſaſſin mit zierlicher Bewegung die Hand bietend; die junge Dame verſchmähte indeſſen dieſe Stütze, ſie ſprang gewandt zur Erde und ſagte in befehlendem Ton: „Tragen Sie die Sachen in Frau Dorns Wohnung, ich werde erwartet; zeigen Sie mir den Weg!“

Sie nickte dem ehrerbietig die Mütze lüftenden Kutſcher einen leichten Abſchiedsgruß zu und folgte den beiden Jünglingen ins Innere des Hotels.

„Setzen Sie die Effekten hierher!“ kommandierte ſie im Wohnzimmer der Damen. „Sie können gehen, ich werde klingeln, ſobald ich etwas brauche.“

Die dienſtbaren Geiſter verſchwanden, und die Fremde blieb allein; ſie machte eine Bewegung, ihr ſtaubgraues, mit einem Gazeſchleier bedecktes Reiſehütchen abzunehmen, beſann ſich aber und ging mit leiſen Schritten auf das Nebenzimmer zu, deſſen Türe ſie vorſichtig öffnete.

„Niemand hier?“

Alles ſtill; durch die mit Weinlaub umrankten Fenſter ſtahl ſich der Sonnenſchein und tanzte mit zitternden Streifen auf dem teppichbelegten Fußboden; es war ein ſchönes, hohes Gemach, geſchmackvoll ausgeſtattet, mit einem herrlichen Ausblick auf das Meer — wer mochte hier wohnen?

Auf den Fußſpitzen ſchlich ſich das junge Mädchen zu dem eleganten Schreibtiſch am Fenſter und muſterte die darauf liegenden Sachen: Bücher, Mappen, Broſchüren, und hier — eine Anzahl wohlgeordneter, aufeinander geſchichteter Briefe, deren oberſter die Aufſchrift trug: „Herrn Dr. R. Norrmann, Mitglied vieler gelehrter

Geſellſchaften, Ritter hoher Orden, Hochwohlgeboren, z. Z. Seebad Cranz, Kreis Fiſchhauſen, Oſtpreußen.“

Alſo es war ſein Zimmer, das des berühmten Mannes. Wie ſeltſam, ſich darin ſo ungeſtört umſchauen zu dürfen!

„Grundgütiger! Was geht hier vor?“

Mit allen Zeichen des Entſetzens trat die alte Roſine über die Schwelle, ſah ſie doch eine fremde junge Dame in ihres Profeſſors Heiligtum!

„Ich bin ja Adele Dorn!“ Mit dieſen beruhigenden Worten ſtreckte der Eindringling der Alten ein zierliches Händchen hin. „Sie ſind natürlich Roſine, ich habe ſchon viel von Ihnen gehört. Empfangen meine Tanten immer ſo unverbindlich ihre Gäſte?“

„Wenn ſich das gnädige Fräulein nur angemeldet hätte —“

„Ach was, ſeien Sie doch nicht ſo feierlich! Im übrigen heiße ich Adele! Nun erſt einmal den Ballaſt herunter!“

Die kleinen Hände griffen flink zu, im Nu waren die Reiſehüllen entfernt, und der unerwartete Gaſt trat vor den hohen Spiegel, während Roſine, noch immer

im Stadium des Staunens, die neue Erſcheinung aufmerkſam muſterte.

Eine berückende Schönheit war Adele Dorn nicht, auch beſaß ſie kein bedeutendes Äußeres, aber pikant und lieblich zugleich war das runde, zartroſige Geſichtchen mit den großen, fragend dreinſchauenden Blau-Augen, dem allerliebſten Stumpfnäschen und dem roten Munde, deſſen Oberlippe entſchieden zu kurz war und die kleinen, regelmäßigen Zähne ſichtbar werden ließ. Dazu ein kleines, ſchlankes Figürchen, rund und geſchmeidig zugleich und reiches, rötlichblondes Haar. Dieſes Haar war ſo kraus, daß es eine rechte Mühe machen mußte, es zu bändigen; jedes einzige Härchen um Schläfen und Stirn kräuſelte und ringelte ſich mit ſo offenbarem Trotz, als werde es ſich nimmermehr fügen. Ja ſelbſt in der armdicken Flechte, die, mit blaßblauer Schleife geſchmückt, über den Rücken des Mädchens herabhing, ſchien ſich jeder der blonden Fäden gegen eine ſo empörende Behandlung zu ſträuben.

„Schönes Haar!“ ſagte Roſine bewundernd und wog die ſchwere Flechte auf der Hand.

Es iſt nur zur Reiſe geflochten“, belehrte Adele,

„ſonſt trage ich es in Locken; ſo wie ich jetzt bin, ſehe ich ja aus, wie eine Vogelſcheuche.“

„Na, na!“ beſchwichtigte die Alte, die den Vergleich nicht ganz zutreffend fand. „Kann ich denn dem Fräulein nichts vorſetzen? Die Damen kommen wohl vor einer Stunde nicht heim; freilich, wann der Profeſſor zurückkehrt, kann ich nicht ſagen, er kann eigentlich jeden Augenblick kommen.“

„Dann wollen wir ſeine Behauſung lieber verlaſſen. Dieſes Zimmer gehört alſo den Tanten? Wollen Sie mir ein kühlendes Getränk beſtellen, liebſte Roſine, ſo werde ich Ihnen ſehr dankbar ſein.“

„Sehr gern!“ Die treue Seele ging, vor ſich hinmurmelnd: „Ein liebes Dingelchen!“

Das liebe Dingelchen ſetzte ſich indes reſigniert auf den nägelbeſchlagenen Koffer, legte die Hände ineinander und begann, ſich mit neugierigen Blicken im Zimmer der Tanten umzuſehen.

Dieſe ſtille Rundſchau hatte noch nicht lange gedauert, als ſich ein raſcher, feſter Männerſchritt in dem kleinen Vorflur nebenan vernehmen ließ. Adele ſchrak zuſammen: „Das iſt er nun gewiß, der Profeſſor Dr. Roderich Norr-

mann, Mitglied gelehrter Gesellschaften und Ritter hoher Orden. Gott, was für ein vornehmer Vetter!"

Eine Hand legte sich auf den Drücker, im nächsten Augenblicke öffnete sich die Türe, und ein junger Mann trat ein, der erstaunt zurückprallte, als er in der Mitte des Zimmers die junge Dame auf dem Koffer sitzen sah.

„Verzeihen Sie", stotterte er, „ich glaube — ich dachte —"

Adele hatte Mitleid mit dem Verlegenen. Ein so gelehrter, berühmter Mann und so wenig gewandt!

„Ich stelle mich Ihnen als Ihre gehorsame Nichte vor", sagte sie lächelnd, indem sie von ihrem Sitz aufstand und eine leichte Verbeugung machte.

„Mein Fräulein, Sie wären —"

„Adele Dorn, jawohl, die extra vom Rhein heraufgekommen ist, um die berühmte ostpreußische Gastfreundlichkeit kennen zu lernen und die bei ihrem ersten Erscheinen sämtliche Verwandten ausgeflogen findet. Sie waren, wie ich höre, ausgegangen."

Der junge Mann wurde immer verlegener.

„Ich — ich — spazieren gegangen? Ich habe Stunden gegeben!"

Stunden? Sie geben Stunden? Solch ein berühmter, reicher Mann? Und ſchon am frühen Morgen? Wie hat ſich denn das ſo raſch hier getroffen? Und worin unterrichten Sie?“

„Ich — aber wirklich, — mein gnädiges Fräulein, Sie geſtatten, daß ich einen Irrtum, in welchem Sie ganz entſchieden befangen ſind —“

Adele ließ ihn nicht ausreden! Lachluſt und Verlegenheit kämpften auf drollige Weiſe in ihrem Geſicht, ſie ſchlug wie ein Kind die Hände zuſammen und rief, haſtig einen Schritt nähertretend:

„Iſt es möglich? Freilich, ich hatte mir auch ein ganz anderes Bild gemacht! Sie ſind es alſo nicht?“

Der junge Mann ſenkte ſchuldbewußt das Haupt.

„Mich kann nur ein ehrliches Bekenntnis retten. Nein, mein Fräulein, ich bin es nicht.“

Das junge Mädchen ſah einen Moment in das hübſche, treuherzige Geſicht des vermeintlichen Profeſſors, der den Blick verſtändnisvoll erwiderte, dann brachen beide, wie auf Verabredung, in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Wie konnte ich Sie denn auch für meinen be-

rühmten Onkel halten? Sie ſind ja viel zu jung dazu! Was müſſen Sie nur von mir denken? Nein, es iſt zu drollig!“

„Erlauben Sie mir, Ihnen meinen vorläufig noch ganz unberühmten Namen zu nennen, mein Fräulein, da es mir nun einmal leider nicht möglich iſt, Ihr Onkel zu ſein! Ich heiße Felix Maiwaldt (hübſcher Name, dachte Adele beifällig), und bin Kandidat des höheren Lehramts.“

Man verbeugte ſich gegenſeitig mit beſtem Anſtand, in dem runden Mädchengeſicht zuckte noch immer mühſam verhaltenes Lachen.

„Sie kennen den Profeſſor?“ fragte Adele jetzt; „er iſt wohl ſchrecklich gelehrt und ernſthaft?“

„Ich habe ihn ſeit acht Jahren nicht geſehen, er iſt erſt geſtern hier eingetroffen, weshalb ich, obwohl ein Freund der Familie, nicht ſtören mochte. Damals, als ich ihn kannte, war er Privatdozent und ſpäter außerordentlicher Profeſſor in Königsberg, ein geiſtesfriſcher, liebenswürdiger Mann — keine Spur eines verknöcherten Pedanten. Auch ſein Äußeres iſt keineswegs onkelhaft — ſehen Sie, mein Fräulein, das iſt er!“

Felix ergriff ein hinter Adele hängendes Bild und hielt es ihr hin.

„Ach!“ Es lag eine angenehme Enttäuschung im Ton des jungen Mädchens. „Das ist ja ein auffallend hübscher Mann! Gleichen ihm seine Schwestern?“

Felix räusperte sich leicht. „Hm,“ sagte er dann vorsichtig und zögernd, „hm, das kann man eigentlich nicht behaupten; nur zwischen Frau Dorn und dem Professor besteht eine flüchtige, kaum nennenswerte Familienähnlichkeit.

„So!“ Adele wand langsam und nachdenklich ihre feine, goldene Uhrkette um die zierlichen Finger. „Habe ich Familienähnlichkeit mit meinen Tanten?“ fragte sie plötzlich, rasch aufblickend.

„Nicht im geringsten!“ rief der junge Doktor, den die bloße Idee zu empören schien. Er wollte noch etwas hinzusetzen, wurde aber durch Rosinen, die das Frühstück brachte, daran verhindert.

„Sieh da, der Herr Doktor!“ Die brave Alte nickte ihrem Günstling freundlich zu. „Kennen Sie das Fräulein schon lange?“

„Etwa seit zehn Minuten, beste Rosine!“ Er nahm

ihr das Präſentierbrett ab und bot es Adelen, die, freundlich nickend, zugriff.

Die alte Dienerin warf einen Seitenblick auf die beiden jungen Leute, die unbefangen mit einander ſcherzten, wie alte Freunde, und blieb unter dem Vorwand, dies und das ordnen und zurechtrücken zu müſſen, im Zimmer — ſie wußte auch, was ſich ſchickte. Frau Alexe Dorn ſollte ihr nicht vorwerfen dürfen, eine junge Dame mit einem fremden Herrn längere Zeit ohne das höchſt notwendige Erfordernis einer Anſtandsdame gelaſſen zu haben.

Indeſſen waren die drei Schweſtern — neugeſtärkt, wenn auch nicht neuverjüngt durch die Fluten der Oſtſee — den gewohnten, etwas beſchwerlichen Fußpfad vom Damenbade aufwärts geſtiegen, als ſie ſich plötzlich zu ihrem unendlichen Erſtaunen ihrem Bruder gegenüber ſahen, der, geſenkten Blickes, als ginge ihn die ganze Außenwelt nichts an, langſam auf ſie zukam. Er fuhr zuſammen, als Frau Alexe ihn beim Namen rief, und antwortete zerſtreut auf die vielen Fragen, mit denen die beiden älteſten Schweſtern ihn beſtürmten, während Leopoldine ſtumm hinter ihm herſchritt.

Frau Dorn hatte ſeinen Arm genommen; es war ihr höchſter Stolz, ſich ſo mit dem angebeteten Bruder zu zeigen — ſie ſah wonnevoll zu ihm empor.

„So lange der Platz an deiner Seite nicht durch dich ſelbſt einer anderen zugewieſen wird, nehme ich ihn in Anſpruch," ſagte ſie mit ſelbſtbewußtem Lächeln, „denn ich darf wohl ſagen, daß ich dir eine zweite Mutter war und mir die größten Verdienſte um deine Erziehung erworben habe."

„Warum gehſt du nicht neben uns, liebſte Leopoldine?"

Dieſe Frage Roderichs entſprach nicht ganz den Gefühlen der Witwe, die es, wie viele Menſchen, liebte, ihre Verdienſte anerkannt zu ſehen: ſie runzelte leicht die Stirne über die „wunderliche Schwäche" ihres Idols für dieſes „unbedeutende Geſchöpf", beſann ſich aber zum Glück, daß ihr Bruder, trotz ſeiner eminenten Gaben, ſchließlich doch nur ein Menſch ſei, dem hin und wieder ebenfalls ein Stäubchen irdiſchen Fehls anhaften könne. Triumphierend hob ſie das Haupt, als jetzt einige bekannte Damen und Herren an ihr vorübergingen und, höflich grüßend mit unverhohlenem Intereſſe den ſtattlichen Kavalier, an deſſen Arm ſie ging, muſterten, —

ja, ſtehen bleibend, ihm nachblickten und, ſichtlich gefeſſelt, ihre Bemerkungen und Vermutungen auszutauſchen ſchienen. Der Gegenſtand dieſer Beobachtungen aber ſchritt mit demſelben träumeriſchen Sinnen in den dunklen Augen weiter, und nur Leopoldine bemerkte ſeine auffallend nachdenkliche Stimmung.

„Worüber ſinnſt du ſo eifrig nach, Rody?“ fragte ſie leiſe, ſeinen Arm berührend, da ein ſehr ſchmaler Fußpfad ihn von ſeiner Begleiterin getrennt hatte.

„Ich war oben auf dem Seeberg und ſah manches Schöne,“ erwiderte er ebenſo leiſe, doch Frau Alexes ſcharfes Ohr hatte die Worte aufgefangen.

„Wie köſtlich iſt es doch, Lariſſa,“ ſagte ſie jetzt, ſich halb nach ihrem liebenswürdigen Echo zurückwendend und aufs neue ihre Hand auf des Bruders Arm legend, „daß unſer einziger Roderich ein ſo treues, deutſches — ich möchte ſagen, ſpeziell oſtpreußiſches Herz beſitzt! Faſt die ganze Welt hat er mit dem Auge des Forſchers umfaßt und jetzt — ſieh', wie ſein Antlitz leuchtet, da er eine Ausſicht bewundert hat, die doch ſicher in nichts verſchwindet gegenüber den großartigen Panoramen, die ſich vor ihm entrollt haben.“

„Du ſprichſt ebenſo wahr als ſchön, Schweſter Alexe," klang es bekräftigend von den dünnen Lippen der Getreuen.

„Wie ſollte ich nicht ſeine Empfindungen interpretieren können, die ich ihn ſtets — was haſt du, Roderich?"

Der Arm, auf den ſie ſich ſtützte, war leiſe zuſammengezuckt.

„Es war nichts, — beunruhige dich nicht."

„Wie nervös dich das angeſtrengte Studium gemacht hat, Teurer!"

Die Nerven des Profeſſors vibrierten allerdings leiſe, doch war das Studium unſchuldig daran. Dicht vor ihnen lag der Gaſthof, und von der entgegengeſetzten Seite kam eine Dame, die Schleppe des weißen Kleides nachläſſig aufgenommen, einen breitrandigen Hut über dem dunklen Haar; in dem weißen Spitzengewoge, das ihre Bruſt verhüllte, ſteckten ein paar kleine, verblaßte Heckenröschen. Sie ging mit raſchen, elaſtiſchen Schritten auf das Haus zu und verſchwand unter dem Portal.

„Die Herrſchaften haben Beſuch erhalten," beeilte ſich der gewandte Eduard mit halb vertraulichem, halb

untertänigem Lächeln zu melden, „die junge Dame, für welche das Zimmer beſtellt war, iſt angekommen.“

Frau Alexe ſank faſt in die Kniee; die reiche Erbin, die zukünftige Braut des Bruders war erſchienen, und niemand war zu ihrem Empfang dageweſen; es war eine niederſchmetternde Tatſache.

„Kam ſie ſoeben?“ fragte ſie matt.

„O nein, gnädige Frau, bereits vor einer Stunde.“

Frau Dorn ſah reſigniert aufwärts, als verlange ſie zu wiſſen, was jetzt noch über ſie hereinbrechen werde, und ging mit Schritten, die der Schreck gelähmt zu haben ſchien, dem Hausgang zu, auf dem ihr Roſine entgegenkam.

„Gott ſei gedankt, daß die Damen endlich da ſind! Einſtweilen unterhält ſich Herr Doktor Maiwaldt mit dem fremden Fräulein.“

„Felix? Ihn hat uns der Himmel geſandt!“ Frau Alexe atmete auf.

„Mein liebes, mein teures Kind!“

Weit öffneten ſich die Arme der Tante und hielten das junge Mädchen, das keine Ahnung von den großen Dingen hatte, zu welchen es auserſehen war, feſt um-

ſchlungen. „Wie herrlich, daß du endlich bei uns biſt! Wie unendlich liebenswürdig von deiner Mutter, uns ihr einziges Kind für längere Zeit zu überlaſſen!“

„Die Trennung wurde uns beiden ſchwer,“ ſagte Adele, ſich die krauſen Haare aus der Stirn ſtreichend, „doch wünſchte Mama dringend, daß ich einmal aus den gewohnten Verhältniſſen herauskäme und ein neues Land mit neuen Menſchen kennen lernte. — Tante Lariſſa oder Tante Leopoldine?“ wandte ſie ſich jetzt fragend an erſtere.

„Ich bin Lariſſa, meine gute Adele, und hier, — hier ſiehſt du unſern Bruder!“

Zwei im Triumph leuchtende Augenpaare richteten ſich auf Adele, die ſich innerlich über das „dumme Erröten“ ärgerte, das regelmäßig zur Unzeit in ihrem Antlitz aufſtieg; auch Felix Maiwaldt ſah dieſes Erröten und deutete es nach ſeinem Sinn, freute ſich indeſſen, als der junge Gaſt ſich raſch ermannte und unverzagt die Rechte ausſtreckte.

„Grüß Gott, Onkel Roderich!“

„Um Gotteswillen, Kind!“ Von beiden Seiten ſtürmten die Tanten auf ſie ein. „Wie kommſt du

dazu, unſern Bruder Onkel zu nennen? Sag' doch einfach Roderich!"

„Seid ihr denn nicht meine Tanten?"

„Gewiß, Kind; allein Roderich iſt bedeutend jünger, als wir, und überhaupt — er — nein, nein, das darf nicht ſein!"

„Ich laſſe mir eine ſo ſchöne, junge Nichte gern gefallen," ſagte der Profeſſor mit herzlicher Freundlichkeit, indem er das dargebotene Händchen kräftig ſchüttelte und mit offenbarem Wohlbehagen auf das junge Mädchen niederſah, „wir wollen uns aber doch gehorſam dem höheren Beſchluß fügen." (Frau Dorn nahm dieſe Worte als eine gute Vorbedeutung für die Zukunft.) „Und nun zu Ihnen, Felix! Welch ſtattlicher Doktor aus dem blaſſen Primaner geworden iſt! Sie müſſen mir viel von Ihrer Mutter und Ihren kleinen Geſchwiſtern erzählen, auch Ihre Ausſichten für die Zukunft möchte der ehemalige geſtrenge Mentor kennen lernen."

Felix ſtrahlte vor Freude über den altvertrauten, liebenswürdigen Ton, welchen der von ihm hochverehrte Profeſſor anſchlug. Alſo hatten die glänzenden Erfolge ihn nicht hochmütig gemacht, wie es bei ſo vielen der

Fall war, die ſchnell zu einem hohen Ziele gelangt! Überhaupt fühlte ſich der junge Doktor heute von einer ganz merkwürdigen Friſche und Freudigkeit, als er eine halbe Stunde ſpäter den Weg nach dem Häuschen einſchlug, in welchem er ein beſcheidenes Zimmer gemietet hatte. War es das herrliche Wetter, der helle Sonnenſchein, — war es der warme, herzliche Empfang des Profeſſors oder die Ausſicht auf die ſchöne, anregende Zeit, die jetzt vor ihm lag; er wußte es ſelbſt nicht. Alles auf einmal wirkte auf ihn ein, und dazwiſchen ſah er ein Paar blaue Augen auf ſich gerichtet, die ihn zu fragen ſchienen, ob ſie denn gar keinen Anteil hätten an dem inneren Jubel, der ihn erfüllte!

„Alles geht vortrefflich bis jetzt!“ ſagte Frau Alexe am Abend desſelben Tages; man hatte gemütlich bei einander geſeſſen und war, der jungen Reiſenden wegen, früher zur Ruhe gegangen als gewöhnlich. Die drei Schweſtern hatten ein geräumiges Schlafgemach, das von dem Zimmer ihres Bruders nur durch einen ſchmalen Korridor getrennt war.

Die Witwe neſtelte an ihrem ehrfurchtgebietenden Haupt und legte ein paar große, falſche Zöpfe auf den Tiſch.

„Alles geht vortrefflich bis jetzt!“ wiederholte ſie; „ich bin entzückt von Adele! Sie iſt bezaubernd hübſch — ſagteſt du etwas, Polde?“

„Ich finde ihr Ausſehen allerliebſt — weiter nichts!“

„Nun, deine Anſichten brauchen uns, Gott ſei Dank, nicht zu kümmern! Ich kenne ja Roderichs Geſchmack, — das genügt! Alſo bezaubernd hübſch, außerordentlich begabt und gebildet, ja, geiſtreich.“

Wieder erlaubte ſich Leopoldine einen Widerſpruch.

„Eine geiſtreiche Äußerung aus Adelens Munde iſt mir nicht erinnerlich,“ entgegnete ſie mit ungewohnter Entſchiedenheit. „Sie ſpricht lebhaft, mit ausgeprägt rheiniſchem Dialekt, und was ſie ſagt, zeugt von natürlichem Verſtand und richtigem Gefühl; fiel es dir aber nicht auf, Alexe, daß ſie manche Erzeugniſſe der neueſten Literatur gar nicht kannte und von manchen Zweigen der Wiſſenſchaft mit offenbarer Gleichgültigkeit ſprach?“

Die Witwe zuckte ärgerlich die Achſeln.

„Ein um ſo reicheres Feld bietet ſich für unſeren Bruder, um dereinſt die herrliche Saat ſeines vielſeitigen Wiſſens auszuſtreuen. Eine ungleich reizvollere Aufgabe, ſollte ich meinen, als einer Frau gegenüberzuſtehen,

die ſich auf gleicher Höhe der Bildung befindet, was nun freilich bei Roderich unmöglich iſt. Und da er das ſüße Geſchöpf ohne Zweifel leidenſchaftlich lieben wird, ſo wird es ihm ein leichtes ſein, ihren reichen Geiſt zu dem Standpunkt emporzuheben, auf dem er ſeine Gattin zu ſehen wünſcht!“

„Ob ein Mann wie Roderich wirklich jemals dahin gelangen kann, ein kleines Mädchen wie Adele leidenſchaftlich zu lieben?“ Leopoldine ſagte es in leiſem, ſinnendem Ton, als ſtelle ſie die Frage an ſich ſelbſt.

„Polde, du biſt die ſchlechteſte Menſchenkennerin, die mir je in meinem Leben begegnet iſt!“ fiel Lariſſa jetzt entrüſtet ein. „Wo haſt du denn heute abend deine Augen gehabt? Sahſt du nicht, wie gedankenvoll und in ſich verſunken unſer Bruder den ganzen Abend über daſaß, wie er ſich förmlich aufraffen mußte, um eine Frage zu beantworten, ſich an der Unterhaltung zu beteiligen? Das ſind die erſten Anzeichen der Liebe! Schweſter Alexe, du mußt es wiſſen, du biſt der kompetenteſte Richter in ſolchen Dingen! Macht nicht die Liebe träumeriſch und einſilbig?“

„Gewiß, Lariſſa! Ich bin erfreut, bei dir ſo viel

tiefes Verständnis zu finden! Auch ich habe diese Stimmung bei Roderich wahrgenommen; Polde hat natürlich nichts gemerkt!"

„O doch!" erwiderte diese sanft. „Ich habe mir nur sein Verstummen auf andere Weise gedeutet."

„Du wirst die Güte haben, Larissa," fuhr Frau Dorn fort, ohne auf die letzte Bemerkung einzugehen, „Adele streng zu kontrollieren, jeden ihrer Schritte zu überwachen, sie nicht aus den Augen zu lassen, mit einem Wort, ihre Ehrendame abzugeben, wozu es mir an der nötigen Zeit fehlt. Es kommt vor allem darauf an, daß unsere Nichte vor dem Verkehr mit Männern bewahrt bleibt! Fern sei es von mir, damit sagen zu wollen, es könne jemand mit unserm Bruder in die Schranken treten wollen, — mit ihm kann sich niemand messen, niemand! Indessen — Adele ist noch sehr jung, ihr Urteil noch nicht gereift, daher ist Vorsicht geboten!"

„Und Felix Maiwaldt?" warf Leopoldine ein, die, sobald ihr Bruder den Mittelpunkt des Gespräches bildete, von unermüdlicher Kampfeslust beseelt war.

„Felix? Der zählt nicht mit!" sagte Frau Dorn geringschätzig. „Wer ihn mit Roderich zusammen sieht

kann überhaupt nicht darauf kommen, ihn zu beachten; wie wollte man die beiden miteinander in Vergleich bringen? Felix iſt ein braver, treuherziger Knabe (der „Knabe“ war ſechsundzwanzig Jahre alt), den ich gern habe; gefährlich wird er uns ſicher nie! Überdies iſt er bettelarm, — wie dürfte er es wagen, ſeine Gedanken zu einem ſo reichen Mädchen zu erheben?“

„Wer liebt, wagt vieles!“ behauptete die unverbeſſerliche Leopoldine.

„Polde, du biſt unausſtehlich!“ rief die Witwe entrüſtet. „Es iſt ja eine Narrheit, dergleichen überhaupt nur anzunehmen. Roderich und Felix! Lächerlich! Adele betet unſern Bruder gewiß ſchon jetzt im ſtillen an, ich bin feſt davon überzeugt. Überdies weiß Felix um unſer Projekt mit Adele und wäre ſchon aus dieſem Grunde nie imſtande, einen ſolchen Wahnſinn zu begehen. Es wäre — Still! Hört ihr nichts?“

Durch die tiefe Stille, welche jetzt eintrat, hörte man deutlich im obern Zimmer ein paar volle Akkorde anſchlagen, dann erhob ſich die herrliche Stimme wieder, welche am Tage vor der Ankunft des Profeſſors das „Fiſchermädchen“ geſungen.

„Es iſt unbegreiflich, wie rückſichtslos manche Menſchen ſind!“ rief Frau Alexe, ohne weiter dem Geſang zu lauſchen. „Da ſetzt ſich dieſe Perſon, die man übrigens nie zu Geſicht bekommt, jetzt, des Abends nach zehn Uhr, ans Piano und ſpielt und ſingt die Leute aus dem erſten Schlaf. Und unſer armer Roderich hört drüben in ſeinem Zimmer jeden Ton; wißt ihr, wie wir damals dort ſaßen und ſelbſt die Texteswort verſtehen konnten? Er war ſo müde, — „ich will allein ſein und ruhen,“ das waren ſeine letzten Worte zu mir — und nun dieſer Spektakel über ſeinem Kopf! Ich bin überzeugt, er kann kein Auge ſchließen.“

„Es iſt Schuberts Wanderer,“ ſagte Leopoldine, welche andächtig lauſchte.

„Wanderer hin, Wanderer her! Er bringt Roderich um den Schlaf! Ich muß hinüber, um zu ſehen, wie er es aufnimmt, nötigenfalls, um ihn zu beruhigen — ſicher iſt er außer ſich.“

Die erzürnte Dame warf einen Friſiermantel über ihre bereits etwas mangelhafte Toilette und huſchte über den kleinen Flur, mit gebogenem Knöchel an des Profeſſors Tür pochend. Sie mußte das Experiment mehr-

mals wiederholen und wäre ſicher längſt davongeſchlichen, in dem Glauben, er ſchlafe, trotz des „Spektakels“, wenn ſie nicht Licht durch die Türſpalte hätte ſchimmern ſehen.

„Wer iſt da?“ fragte endlich die Stimme Roderichs von innen; ſie klang herriſch und gereizt.

„Ich dachte es mir ja — er iſt außer ſich,“ flüſterte die Witwe vor ſich hin. „Ich bin es, beſter Bruder,“ ſetzte ſie laut hinzu „ich, deine Schweſter Alexe! Öffne!“

Die Tür ging langſam auf, der Profeſſor ſtand in vollem Anzug auf der Schwelle und maß die vor ihm ſtehende Schweſter mit befremdeten, wenig erfreuten Blicken.

„Ich war beſorgt um dich, Teurer“, ſagte ſie, einen Zipfel des Friſiermantels nach Art einer römiſchen Toga um die Schultern ſchlagend. „Du warſt ſichtlich ermüdet und ruhebedürftig und wirſt nun auf ſo unangenehme Weiſe aufgeſtört. Darf ich dir nicht in einem der andern Zimmer ein Lager bereiten? Aus ein Paar Plaids und Kiſſen läßt ſich dergleichen im Sommer überraſchend ſchnell herſtellen, und du biſt, wie ich weiß, in ſolchen

Dingen ſo überaus anſpruchslos. Wer kann wiſſen, wann es dieſer Perſon, die ja merkwürdige Marotten zu haben ſcheint, aufzuhören beliebt? Möglicherweiſe muſiziert ſie bis Mitternacht fort und raubt dir den koſtbaren Schlaf. Nun, du ſchweigſt?“

Er hatte ihr mit zerſtreutem Blick zugehört, es war, als weilten ſeine Gedanken fernab. Jetzt faßte er ſie ſanft am Arm und ſagte freundlich, aber ſehr beſtimmt: „Sei ſo gut, mich allein zu laſſen, liebe Alexe, ich habe zu tun.“

„Zu tun!“ rief die Witwe in hellem Erſtaunen und ſchlug die Hände zuſammen. „Zu deiner Erholung biſt du hierher gekommen, und jetzt willſt du zu nächtlicher Stunde noch ſtudieren? Wie willſt du denn arbeiten, wenn du den Geſang da oben anhören mußt, der ſo deutlich herunterklingt, als ſäße man in demſelben Zimmer.“

Der Profeſſor lächelte. „Arbeiten, ſagſt du? Nein, das kann ich freilich bei dieſem Geſang nicht.“

„Siehſt du!“ rief ſie eifrig. „Und darum bitte ich dich, komm mit mir, komm!“

Sie ergriff ſeine Hand und verſuchte, ihn mit ſich

fortzuziehen; mit einem faſt heftigen Ruck zog er ſeine Rechte zurück.

„Aber ich will kein anderes Zimmer, ſage ich dir ja. Und nun gute Nacht — ich wünſche, nicht mehr geſtört zu werden.“

Damit ſchloß er ohne weiteres die Türe und ließ Frau Alexe vor derſelben ſtehen, zur Salzſäule erſtarrt. Es dauerte eine geraume Zeit, bis Leben und Bewegung in die würdige Dame kam; wie eine zürnende Medea ſtand ſie vor den harrenden Schweſtern, denen ſie das Geſchehene mitteilte.

„Wie er mich anſah! Wie er mit mir ſprach! Ein Geſicht ſage ich euch, ſo finſter, wie eine Wetterwolke! Sicher hat ihn die Rückſichtsloſigkeit dieſer Perſon, die ihn mit ihrem Geſang in ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſtörte, auf's höchſte erbittert; er ſah ſehr gereizt aus! Aber ich weiß, was ich tue! Ich bin das Haupt unſerer Familie, berufen, über derſelben zu wachen, ſtörende Elemente fern zu halten, Eingriffe abzuwehren. Soll ich tatlos zuſehen, wie dieſe Dame unſerem Bruder Ruhe und Arbeitsfreudigkeit raubt, — daß er, ſonſt die Güte ſelbſt, einen Ton gegen ſeine Schweſter anſchlägt, den

ſie wahrlich nicht um ihn verdient hat! Morgen gehe ich, natürlich ohne daß Roderich ein Wort davon erfährt, nach oben, um die Unbekannte zu erſuchen, ihre Geſangſtudien auf eine paſſendere Zeit zu verſchieben.“

Frau Alexe ließ die römiſche Toga von den Schultern ſinken und ſah ihre beiden Schweſtern ſo gravitätiſch-herausfordernd an, daß keine ihr zu widerſprechen wagte. — —

Der nächſte Tag war ein Sonntag, der wiederum das herrlichſte Wetter brachte. Die goldenen Sonnenſtrahlen glitzerten auf den blankgeputzten Fenſterſcheiben des kleinen, traulichen Zimmers, das, mit der Ausſicht auf die Straße, zu ebener Erde in dem Gaſthof lag, in dem unſere Geſchichte ſpielt.

Bald aber ſollte die Sonne etwas viel Schöneres zu übergolden bekommen, als hartes, kaltes Glas. Leiſe ſchob ſich der Vorhang zurück, — eine kleine Hand erſchien, der ein runder. weicher Arm folgte, dann öffnete ſich das Fenſter, und ein roſiges Mädchengeſicht kam zum Vorſchein, deſſen üppige, rotblonde Haarfülle die Sonne in eine wahre Goldglorie tauchte. Ungeblendet von der Helle ſahen die Augen empor, und mit tiefem

Atemzug ſchlürften die halbgeöffneten Lippen die friſche Morgenluft ein.

Wie fremd die neue Umgebung das junge Mädchen anſah! Wie anders war hier alles, als daheim am Rhein in der anmutigen Villa, die Adele Dorn mit ihrer Mutter bewohnte! Die Menſchen, die ſie bis jetzt in Oſtpreußen kennen gelernt, kamen ihr ſo ernſthaft vor, ſo ſteif und ſchwerfällig gegen die lebhaften, leichtlebigen Rheinländer. Freilich, nicht alle! Die Herren waren unterhaltend und zuvorkommend, und was ſie redeten, klang trotz des wunderlichen Dialekts doch im Grunde ebenſo, wie das Geplauder der jungen Herren, die daheim auf der Villa Zutritt hatten. Wie kräftig und rein die Luft war! Das machte die Nähe des Meeres, das ſeinen kühlen Atem ſiegreich der ſchwülen Sonnenglut entgegenhauchte. Das Meer! Adele hatte es nur geſtern aus des Profeſſors Zimmer einen flüchtigen Augenblick herüberblauen geſehen, — wie ſchön mußte es ſein, dicht davor zu ſtehen, dem Wellengeſang zu lauſchen und ihrem Spiel zuzuſchauen! Freilich, mit Tante Alexe oder Tante Lariſſa zur Seite mußte ſolch' großartiger Anblick weniger ſchön zu genießen ſein — es war durchaus kein

angenehmer Gedanke, angeſichts eines ſo erhabenen Schauſpiels beobachtet zu werden, nicht nach Gefallen gehen oder bleiben zu dürfen, — nein! Adele wollte allein an's Meer hinunter und zwar ſogleich! Die Tanten waren zu ſo früher Morgenſtunde ſicher noch nicht wach, und den Weg fand ſie ohne Zweifel, — die Stimme des Meeres mußte ſie leiten!

Mit beiden Händen faßte das junge Mädchen das Goldgeſpinſt ſeiner Haare, dann verſchwand der Kopf vom Fenſter, und fünf Minuten ſpäter ſchlüpfte die ſchlanke, zierliche Geſtalt, in einen reizenden Morgenanzug von leichtem, blauem Stoff gehüllt, ein winziges Spitzenhäubchen mit blauen Bändern im Haar, die Sandſteinſtufen des Gaſthofes herab, um ſich nach einigem Zögern rechts zu wenden. Es war nicht ſchwer, den Weg zur See zu finden; wie eine Libelle huſchte das leichte Figürchen, dicht an die Häuſer gedrückt, dahin, den großen, hellen Sonnenſchirm vorſichtig tief herabziehend, ſobald jemand an ihr vorbeikam. Näher und näher kam der tiefe, brandende Ton — nun eine Biegung des Weges — da lag das Meer vor ihr — blau und unermeßlich! — Unwillkürlich falteten ſich

Adelens Hände — ſie war ſo ſtolz auf ihren grünen Rhein, ſie liebte ſeine ſchönen, ſagenumwundenen Ufer, ſeine Burgen und maleriſchen Ruinen, ſie fand es ſelbſtverſtändlich, daß Reiſende aus allen Ländern dies an Abwechslung ſo reiche Stückchen Deutſchlands aufſuchten, nie aber hatte ſie eine ähnliche Empfindung gehabt, wie die, welche ſie an dieſem Sonntagmorgen überkam, da ſie zum erſten Mal das Meer vor ſich ſah! Das Gefühl des Weiten, Unendlichen erfüllte ſo ganz ihre Seele, daß ſie kaum zu atmen vermochte; das muntere Geſichtchen hatte einen fremden Ausdruck ſcheuer Ehrfurcht angenommen, die gefalteten Hände ſanken langſam herab.

So ſah ſie der Wanderer, der mit raſchen Schritten von rechts herüberkam, wo ein friſch geteertes Fiſcherboot in der Sonne trocknete — der junge Mann blieb plötzlich ſtehen, während ein Ausdruck angenehmer Überraſchung über ſein Antlitz flog. Er wagte es nicht, das in andächtiges Staunen verſunkene Mädchen ſofort anzureden, doch ſchien ihm die Zeit nicht lang zu werden, denn er betrachtete ſie ſo aufmerkſam, als ſolle er demnächſt ein Bild von ihr aus dem Gedächtnis entwerfen.

Jetzt wandte ſie ſich langſam um und gewahrte ihn gleichfalls; es war hübſch anzuſehen, wie derſelbe Zug freudigen Ueberraſchtſeins jetzt auf ihrem Antlitz erſchien.

„Guten Morgen, Herr Doktor!“ ſagte ſie lächelnd, ihre Hand unbefangen in ſeine zögernd ausgeſtreckte Rechte legend. „Wie kommen Sie denn ſchon ſo früh daher?“

„Ich bin heute Freiherr“, betonte er nachdrücklich. „Das will ſagen, ich habe keine Stunden zu geben, dann nehme ich mir Zeit zu einem langen Frühſpaziergang, den ich ſehr liebe!“

„Auch ich!“ nickte Adele. „Man wird angenehm erfriſcht für den ganzen Tag; zu Hauſe laufe ich auch jeden Morgen ein Stückchen im Park umher. Heute habe ich mich, ohne meine geſtrengen Tanten zu benachrichtigen, fortgeſtohlen, um ungeſtört das Meer bewundern zu können.“

„Ungeſtört? Das iſt ein Wink für mich! Geſtehen Sie es ehrlich, gnädiges Fräulein, daß meine Dazwiſchenkunft Ihre ſehr gerechtfertigte Bewunderung unliebſam unterbrach, — und ich verſchwinde ſofort!“

„Nein, nein, ſo meinte ich es nicht!“ rief das junge

Mädchen eifrig und wohl etwas unbedacht. „Ich wollte nur keine alte Tante mir zur Seite haben — mit Ihnen iſt es ja ganz etwas anderes!“

„Sehr angenehm!“ Felix lüftete höflich den Hut. „Blieben Sie geſtern noch lange beiſammen? Bis 10 Uhr? Da hatten Sie alſo hinreichend Zeit, die neuen Verwandten kennen zu lernen. Ich darf wohl nicht fragen, wer unter denſelben Ihnen den günſtigſten Eindruck gemacht hat?“

„Der Profeſſor natürlich! Sie hatten Recht, er iſt ein geiſtesfriſcher, liebenswürdiger Mann und hat weder etwas Pedantiſches noch Dünkelhaftes, und wie einzig gut iſt er zu ſeinen Schweſtern! Von dieſen hat mir Tante Leopoldine am beſten gefallen, trotzdem ſie ſich wenig an der Unterhaltung beteiligte! Sie hat ein ſo gutes Geſicht und ein ſo ſanftes Lächeln. Tante Lariſſa ſcheint nur das Echo der Tante Alexe zu ſein. Und Tante Alexe — na, die weiß, was ſie will!“

„Ja, das weiß Frau Dorn allerdings,“ warf Felix mit gutmütigem Spott ein, „und oft iſt es ſpaßhaft, anzuhören, in welcher Weiſe ſie dieſe ihre Willensmeinung äußert.“

„Spaßhaft — nicht wahr?“ lachte Adele, die Hände zuſammenſchlagend wie ein Kind, das ſich beluſtigt. „Schon geſtern während der paar Stunden mußte ich oft an mich halten, um nicht hell aufzulachen über die unnachahmliche Würde, mit welcher ſie ihre Anſichten ausſpricht — ich werde gewiß oft mein Vergnügen daran finden. Schade, daß ich hier niemanden habe, mit dem ich mich gemeinſam darüber amüſieren kann!“

„Niemand, Fräulein Dorn? Wenn ſich Ihr unterthänigſter Diener zu dieſem Amüſement à deux gehorſamſt offerieren dürfte — —“

„Sie? Ja, natürlich, — aber ich ſpreche Sie gewiß recht ſelten!“

„Der Profeſſor hat mich geſtern ausdrücklich gebeten, ihn recht häufig zu beſuchen, und ich gedenke, mir dieſe Erlaubnis ſehr zunutze zu machen.“

„Das iſt hübſch! Eigentlich tut man nicht recht, ſich über jemanden luſtig zu machen! Mama tadelt mich jedesmal deshalb. Ich werde aber nicht umhin können, ihr offen meine Anſicht über alle Perſonen, die in meinen Geſichtskreis treten, mitzuteilen; ſie verlangt es, und mir ſelbſt iſt es ebenfalls Bedürfnis.“

„Haben Sie Ihrer Frau Mutter geſchrieben?“

„Nur einige flüchtige Zeilen, die ihr meine glückliche Ankunft am Oſtſeeſtrand anzeigen; einen ausführlichen Brief darf ich erſt in acht Tagen ſenden. Mama geht von dem Grundſatz aus, daß man mit ſeinem Urteil über Menſchen nicht gleich vorſchnell am erſten Tage fertig ſein müßte. Ich glaube zwar, daß ſich der Eindruck, den ich bisher empfing, auch weiterhin beſtätigen wird, aber ich werde gehorſam warten.“

„Äußerſt löblich!“ ſagte Felix anerkennend. „Ich möchte wohl wiſſen, wie Sie den Profeſſor ſchildern werden.“

Adele lachte.

„Nun, ſo gut ein kleines, dummes Mädchen von achtzehn Jahren einen großen, berühmten Mann von — wie alt iſt er?“

„Siebenunddreißig!“

„Schon? Alſo ein vollſtändiger Greis! Er ſah mir jünger aus! Alſo — ſo gut ich ihn beſchreiben kann. Zuerſt werde ich über ſein Äußeres berichten; Mama muß doch wiſſen, wie er ausſieht! Die ſchönen, tiefen Augen kann man freilich nicht ſo leicht ſchildern, eben-

ſowenig ſeine weiche Stimme. Iſt es Ihnen nicht aufgefallen, welch ſchönes Organ er hat?“

„Ich erinnere mich nicht!“

„Man könnte ihm immer zuhören. Gewiß werde ich ihn ſehr lieb gewinnen! Warum ſehen Sie mich ſo eigentümlich an?“

Der Blick des jungen Doktors ruhte allerdings mit einem ſehr gedankenvollen Ausdruck auf dem jungen Mädchen. Auf ihre Frage lächelte er etwas gezwungen.

„Mir kam ein eigentümlicher Gedanke, und da mag der Blick wohl ebenſo ausgefallen ſein,“ entgegnete er. „Ich muß doch den Profeſſor recht aufmerkſam beobachten.“

„Das tun Sie nur, Sie werden meine Bemerkungen beſtätigt finden. Eins nur iſt mir unangenehm!“

„Und das wäre?“

„Daß ich ihn Roderich nennen ſoll! Mir wäre es viel lieber, wenn ich Onkel zu ihm ſagen dürfte! Er iſt ja doch ſchon ein älterer Herr und ſteht mir völlig fern.“

Felix lächelte außerordentlich glücklich und freundlich, ihm gefiel es ausnehmend gut, daß das junge Mädchen dieſe Bezeichnung der andern vorzog.

„Das lernt ſich alles!“ tröſtete er ſie. „Doch iſt es immerhin unrecht, Sie dazu überreden zu wollen; in ſolchen Fällen ſagt uns unſer Gefühl faſt immer, was das Richtige iſt.“

„Und ſo ſagt mir jetzt mein Gefühl, daß es die höchſte Zeit iſt, heimzukehren, wenn ich nicht den Zorn Tante Alexes in ſeiner vollen Majeſtät entfeſſeln will,“ ſagte Adele, deren blaue Augen bei dieſem Gedanken vor Mutwillen blitzten. „Adieu, Herr Doktor.“

Wie ein Strandläufer huſchte ſie über die graue Düne hin; wie anmutig waren ihre Bewegungen, wie leuchtete das Goldhaar, das gelöſt faſt bis zu den Knieen herabwallte im hellen Sonnenſchein!

Adele ſah ſich nicht nach dem jungen Mann um, obſchon ſie gern gewußt hätte, ob er ihr nachblickte (er ſtand in der Tat wie angewurzelt); ſie eilte flüchtigen Fußes über den leiſe knirſchenden Sand und ſchlug denſelben Weg ein, den ſie gekommen war. Sie hoffte, unbemerkt in ihr Zimmer zu gelangen, es war keineswegs nötig, daß die Tanten ihre Morgenpromenade und die Begegnung am Strande erfuhren, — aber ſiehe da! Als ſie den Korridor entlang hüpfte, ſtieß ſie auf Alexe,

die, ganz in feierliches Schwarz gekleidet, mit wichtiger Miene aus ihrem Zimmer trat.

„Mein ſüßes Kind, ich bin unendlich erfreut, dich zu treffen. (Adele teilte dieſe Freude durchaus nicht.) Wo biſt du geweſen? Der Sonnenſchirm und dein geſchürztes Kleid, das dir übrigens entzückend zu Geſicht ſteht, laſſen auf einen Spaziergang ſchließen. Fandeſt du dich gut zurecht, und welchen Weg hatteſt du eingeſchlagen?“

„Ich war am Meer,“ ſagte Adele, „es war ein herrlicher Anblick, wir waren ganz“ — ſie ſtockte plötzlich.

„Wie? fragte Frau Dorn gedehnt. „Haſt du hier ſchon eine Bekanntſchaft angeknüpft, mein Kind?“

„Nur fortgeſetzt, Tante! Ich traf den Herrn Doktor unten am Strande, und wir unterhielten uns ein Weilchen miteinander.

„Der junge Maiwaldt? Ah ſo!“ Frau Dorn atmete erleichtert auf. „Was ſpracht Ihr denn zuſammen?“

Adelens niedliches Füßchen klopfte ungeduldig den Fußboden; das Verhör fing an, ihr unangenehm zu werden.

„Ach, allerlei!“ ſagte ſie leichthin. „Was war es doch gleich? Richtig! Wir ſprachen faſt nur von Onkel Roderich!“

„Der gute Felix!“ dachte die Witwe gerührt. „Wie liebevoll er unſere Intereſſen fördert! Er kann uns recht nützlich werden! Geh' immer hinein, mein Kind,“ ſagte ſie laut, „du findeſt Lariſſa und Polde, die dich mit dem Frühſtück erwarten, ich habe einen Beſuch zu machen.“

„Hier im Hauſe, Tante, und ſo früh? Wird man dich auch empfangen?“ inquirierte Adele, die jetzt ihrerſeits das Frageſyſtem in Anwendung brachte.

„Ich hoffe es! Franz hat von der Zofe der Dame erfahren, daß ſie früh aufſteht; um ſo wunderbarer iſt es, daß ſie noch zu nächtlicher Stunde die Menſchen aus dem Schlaf ſingt.“

„Tat ſie das? Ich habe in meinem Zimmer nichts gehört. Schade drum! Singt ſie ſchön?“

„Das iſt mir ganz gleichgültig, ich verlange nur, daß ſie nicht um 10 Uhr nachts ihre Stimme erhebt und Roderich um Ruhe und Behagen bringt.“

„Aber Tante, du kannſt ihr doch nicht verbieten, zu ſingen, wann ſie will?“

Frau Dorn lächelte überlegen.

„Meinſt du, Kind? Nun, wir wollen einmal ſehen!“

Damit ging ſie entſchloſſen die Treppe hinauf.

Oben angelangt, war ſie unſchlüſſig, wohin ſie ſich zu wenden habe: Türen überall und eine genau, wie die andere. Da Frau Alexe verſäumt hatte, einen Blick in das Fremdenbuch zu werfen, ſo wußte ſie den Namen der Sängerin nicht, und ſich in verſchiedenen Gemächern zu erkundigen, ob hier eine ſingende Dame logiere, erſchien ihr mißlich; ſie verſuchte, ſich zu orientieren. Links lag unten das Zimmer ihres Bruders, nach links mußte ſie ſich folglich wenden; entſchloſſen trat ſie näher. An der Zimmertür war eine Viſitenkarte befeſtigt, „Adrienne York“ las Frau Dorn, — mein Gott, welch ſeltſamer Name. Sie klopfte leiſe, dann lauter, — alles blieb ſtill! Sollte die Zofe den forſchenden Franz falſch berichtet haben? Die Witwe legte leiſe ihre Hand auf den Drücker, die Tür gab nach, und ſie trat vorſichtig ein.

Sie ſtand in einem kleinen, hellen Vorzimmer, die Tür zum Nebengemach war faſt bis zur Hälfte geöffnet, und das erſtaunte Auge Frau Alexes traf gerade auf eine breite, niedrige Ruhebank, mit türkiſchen Polſtern belegt, auf denen eine weißgekleidete Dame lag, die

Augen geſchloſſen, eine Zigarette in der Rechten, die ſie in langen Pauſen an die Lippen führte, um ein blaues Rauchwölkchen zur Zimmerdecke emporſchweben zu laſſen. Eine Flut tiefſchwarzen Haares umgab das Geſicht und ließ es noch bleicher erſcheinen, als es ſchon war.

Frau Dorn fühlte ſich verlegen und unbehaglich, — Empfindungen, welche ſie im ganzen recht ſelten überkamen — ſie wußte nicht recht, wie ſie ſich benehmen ſollte, und ſtand unſchlüſſig da.

„Spitzbube! Schurke! Diavolo! Coquin!“ rief plötzlich eine fremde, harte Stimme, und eine Flut franzöſiſcher und italieniſcher Schimpfworte, die die entſetzte Dame zu ihrem Glück nicht verſtand, folgte nach. Sie entdeckte jetzt an dem mit türkiſchen Gardinen verhangenen Fenſter ein elegantes, hohes Geſtell, auf welchem ein am Fuß mit goldener Kette gefeſſelter Papagei hockte, der ſein graues Gefieder wütend ſträubte und den Eindringling grimmig anſtarrte.

„Schweig', Coco! ſchweig'!“ beſchwichtigte eine tiefe Frauenſtimme, — dann ein energiſcher Ruck an der geſtickten Klingelſchnur: „Madeleine, es muß jemand im Vorzimmer ſein!“

Das behende Zöfchen ſchlüpfte, purpurrot vor Schreck, daß ſie die Flurtür zu ſchließen vergeſſen, an dem Ruhebett vorbei und wandte ſich mit einem höflichen „Sie wünſchen, Madame?“ an Frau Dorn.

„Geben Sie Ihrer Herrſchaft dieſe Karte, ich wünſche ſie zu ſprechen.“

Madeleine verſchwand, und eine Sekunde ſpäter ruhten zwei verſchleierte Augen auf den inhaltsſchweren Worten: „Alexe Dorn geb. Norrmann.“

„Ich laſſe bitten!“

Als die Witwe eintrat, ſtand die Dame vor ihr, bemüht, mit beiden Händen das üppige Haar zu bändigen, das, zu dicht, um ſich locken zu können, raſch zuſammengebunden wurde.

„Sie verzeihen, Madame“, ſagte die Dame jetzt mit einem flüchtigen Lächeln um die Lippen, „daß die Vergeßlichkeit meiner Dienerin mich zwingt, in ſo derangierter Toilette vor Ihnen zu erſcheinen. Darf ich bitten?“

Frau Dorn ließ ſich würdevoll in einen niedrigen Seſſel gleiten; doch wurde die Majeſtät dieſer Bewegung gewaltig beeinträchtigt, da ſich das Polſter als ſo weich

und nachgiebig erwies, daß die Dame wie in eine endloſe Tiefe verſank und ſich nur dadurch vor dem gefürchteten Sturz rettete, daß ſie ängſtlich nach der Lehne griff, wobei ſie einen kleinen Schreckensſchrei nicht zu unterdrücken vermochte.

Eine raſche Handbewegung der Bewohnerin des Zimmers ließ den Fenſtervorhang zurückfliegen, die matte Dämmerung im Zimmer wich dem goldenen Tageslicht, und dort blaute das Meer herüber, gerade wie unten bei dem Profeſſor, — gewiß, Frau Alexe war am rechten Ort, und um ihre letzten Zweifel zu zerſtreuen, gewahrte ſie jetzt inmitten des geräumigen Gemachs einen eleganten Konzertflügel, auf dem Notenhefte in buntem Durcheinander umherlagen.

„Mein Fräulein", begann die Witwe, als die fremde Dame ſich auf die Ruhebank geſetzt hatte, „oder habe ich Sie gnädige Frau zu nennen?"

Die Dame ſchüttelte den Kopf.

Frau Alexe fühlte ſich eigentümlich befangen gegenüber dieſer graziöſen, hohen Geſtalt im weißen, lang herabfließenden Kaſchmirgewande, das reich mit dunkelroten Seidenſchnüren und Quaſten verziert war, gegen-

über dieſen dunkelblauen Augen, die durch die ſchwarzen Wimpern ſo tief verſchattet waren, und dieſem Munde, der beſtändig von einem leiſen Zug ſtolzer Verachtung geſchwellt zu ſein ſchien.

„Mein Fräulein“, nahm Alexe den abgeriſſenen Faden wieder auf, „ich ſtelle mich Ihnen als eine der Bewohnerinnen dieſes Hotels vor, meine Zimmer liegen unten links, und dasjenige meines Bruders befindet ſich unmittelbar unter dieſem Gemach. Sie werden zweifellos den Namen meines Bruders ſchon oft gehört haben, — er iſt der Archäologe Profeſſor Dr. Roderich Norrmann.“ Frau Dorn ſchien auf ihrem Seſſel zu wachſen.

„Ich hatte noch nicht die Ehre“, ſagte Adrienne, und, dem grenzenlos erſtaunten Blick der Witwe begegnend, fügte ſie hinzu: „Ich bin, obwohl die Tochter einer deutſchen Mutter, erſt ſeit ſehr kurzer Zeit in Deutſchland; ich lebte in Rußland und darauf einige Jahre in Amerika, daher ſind mir die deutſchen Berühmtheiten alle fremd.“

Die Verbindlichkeit dieſer Worte verſöhnte Frau Dorn nur halb. Wie konnte dieſe Dame Roderich nicht

kennen, ihn, deſſen Ruf und Name doch ſicherlich ſchon überall verbreitet war!! — —

„Mein Bruder iſt ein namhafter Gelehrter“, ſagte ſie mit ſteifer Grandezza, „und als ſolcher unermüdlich tätig, ſelbſt hier, wohin ihn der Wunſch ſeines Arztes, behufs körperlicher Erholung und Pflege, geſandt hat. Wir, ſeine Schweſtern, wachen ſelbſtverſtändlich angſtvoll darüber, daß keine Störung ihn trifft, ſeine Nerven ſind äußerſt reizbar und empfindlich, ſeine Stimmung leidet unter der geringſten Aufregung, es iſt daher unſere, namentlich meine heilige Pflicht, ihn davor zu bewahren.“

Hier machte Frau Dorn eine Pauſe und ſah erwartungsvoll in das Antlitz der Dame, die dieſen Blick indeſſen nicht gewahr wurde, da ſie ſoeben die herabgefallene, noch ſchwach fortglimmende Zigarette vom Teppich aufhob, und, als die Witwe dieſen Gegenſtand ſcharf und forſchend fixierte, unbefangen fragte: „Sind Sie Liebhaberin von Zigaretten, gnädige Frau? Darf ich Ihnen vielleicht anbieten?“

Frau Alexe errötete vor Ärger und Entrüſtung bis an die Stirn. Ihr, der Witwe Dorn, der Schweſter

ihres Bruders, wurde zugemutet, ſie ſolle Zigaretten rauchen; ſie verabſcheute dieſe unweibliche, emanzipierte Sitte. „Ich danke", entgegnete ſie eiſig, „ich huldige dieſer Paſſion durchaus nicht, ſelbſt der Geruch iſt mir unerträglich."

„So geſtatten Sie mir, Sie in das anſtoßende Zimmer zu führen", bemerkte Adrienne, ſich erhebend und jeden Proteſt mit den Worten abſchneidend: „Ich darf es unter keiner Bedingung dulden, daß meine Beſuche unter einer ſpeziellen Liebhaberei meinerſeits leiden."

Sie öffnete die Tür nach einem ebenfalls großen Gemach, deſſen elegante, in lichtblauen Seidenpolſtern gehaltene Ausſtattung der Witwe innerlich einige Bewunderung abnötigte. Ein friſcher, ſüßer Narziſſenduft durchdrang die Luft und kontraſtierte wunderlich mit dem Geruch des feinen türkiſchen Tabaks, der den Nebenraum erfüllte.

„Sie ſprachen von den Nerven Ihres Herrn Bruders", bemerkte Adrienne, Platz nehmend, während ein leiſes, ironiſches Zucken um ihre Lippen flog.

„Allerdings", fiel die Witwe ein. „Sie werden es gerechtfertigt finden, mein Fräulein, wenn die Sorge um

einen Mann, der als Bruder unſerem Herzen teuer, als berühmter Forſcher der Mit- und Nachwelt unentbehrlich iſt, wenn dieſe Sorge, ſage ich, uns veranlaßt, alles aus dem Wege zu räumen, was ſeiner erſchütterten Geſundheit, ſeiner reizbaren Konſtitution ſchaden könnte. Ihr Geſang geſtern abend —"

Sie ſtockte, da ſie ſich, zu ihrem Erſtaunen, abermals von jener ſonderbaren Befangenheit angewandelt fühlte.

Das Geſicht von Fräulein York wurde noch um eine Schattierung bleicher als gewöhnlich, doch klang die tiefe Stimme, die das Deutſche vollkommen geläufig, wenn auch mit etwas fremdem Akzent, ſprach, ruhig, als ſie ſprach:

„Hat Ihr Herr Bruder ſich beklagt, daß mein Geſang ihn aufgeregt habe?"

„Ich kann es nicht leugnen", erwiderte die zärtliche Schweſter, der es auf eine kleine Verletzung der Wahrheit nicht im mindeſten ankam. „Er iſt kein Freund von Muſik, unſere ganze Familie iſt unmuſikaliſch, und nun, ernſtlich mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten und Unterſuchungen beſchäftigt, plötzlich aufgeſchreckt zu werden durch einen Geſang, der ſo deutlich zu hören iſt, daß

man meint, er ertönte in demſelben Zimmer, das — Sie werden es mir zugeben müſſen — iſt wirklich nicht ganz angenehm.“

Adriennes weiße Hand ſpielte mechaniſch mit einer rotſeidenen Quaſte ihres Kleides, jetzt hob ſie ein wenig die langen Wimpern.

„Ich möchte verſuchen, mich in Ihre Lage zu verſetzen, aber ich zweifle, daß es mir gelingen wird. Mir iſt Muſik ſo zum eigenſten Lebenselement, ſo zum unabweislichen Bedürfnis geworden, daß ich es faktiſch nicht begreifen kann, wie es Menſchen gibt, die ſie nicht lieben und ſuchen! Ich habe mich oft bemüht, das zu verſtehen, aber ich kann es nun einmal nicht faſſen . . . mein Wort darauf, ich kann es nicht. Hebt uns die Muſik nicht hinweg über tauſend Armſeligkeiten, Mühen und Sorgen dieſer Welt, badet ſie unſere Seele nicht rein vom Staube des alltäglichen Lebens, öffnet ſie uns nicht einen Blick in eine beſſere, ſchönere Sphäre, die nichts gemein hat mit dem Jammer unſerer Erde? Ich dächte, es müßte den Geiſt eines Menſchen, der keine bloße Arbeitsmaſchine iſt und ſich ermüdet fühlt von allem Denken und Sinnen, erquicken, wie ein Meerbad,

wenn ſich eine wohllautende Tonflut über ſeine ermattende Seele ergießt und ſie erfüllt mit friſch lebendigem Gefühl!“

Sie atmete einen Augenblick tief auf und ſagte dann langſamer:

„Ich kann es Ihnen nicht verſprechen, gnädige Frau, meinen Geſang aufzugeben, das hieße zu viel von mir verlangen. Ich kann mich auch nicht an gewiſſe Stunden binden, denn die Begeiſterung läßt ſich nicht nach Belieben zügeln und gebieten; das einzige, was ich tun kann, iſt, mir in dieſem Hotel — das einzige anſtändige hier, wie Sie wiſſen werden — eine andere Wohnung zu ſuchen, die meiner jetzigen einigermaßen entſpricht, denn ich muß hohe, luftige Räume haben. Finde ich ſie, ſo iſt Ihr Herr Bruder vor meinen geſanglichen Störungen ſicher, — finde ich ſie nicht, ſo müßte er eben ein anderes Zimmer beziehen und mir den Schauplatz überlaſſen.“

„Das wird er nicht tun“, unterbrach ſie Frau Alexe, ohne ein Wort des Dankes für den liebenswürdigen Vorſchlag zu haben, „er liebt gerade dieſes Gemach ſo ſehr mit der Ausſicht auf das Meer.“

„Mir ergeht es ebenſo, ich würde dieſen prächtigen Ausblick ſchwer entbehren. Wer, wie ich, gezwungen iſt, das ganze Jahr über in großen, menſchenerfüllten Städten zu leben, dem iſt eine ſolche Ausſicht von großartiger Einſamkeit ein doppelter Reiz.“

„Gezwungen?“ warf Frau Dorn ein.

„Leider, gnädige Frau, — ich bin Opernſängerin!“

„Opern“ — der Witwe erſtarb das Wort auf der Lippe; ſie hatte eine etwas eigentümliche Auffaſſung dieſes Standes und war der unumſtößlichen Anſicht, daß eine Opernſängerin notwendig eine gemüt- und taktloſe, ungebildete und verworfene Kreatur ſein müſſe; ſie ſprach ſtets in wegwerfendem Ton von „ſolchen Geſchöpfen,“ und nun ſaß ſie einem ſolchen „Geſchöpf“ gegenüber und hatte mit ihm geſprochen, wie mit ihresgleichen! Es war rätſelhaft! Die ſchöne, elegante Erſcheinung, die feine Kammerjungfer, die vornehme Einrichtung, die entſchieden nicht dem Hotel entſtammte, der herrliche Konzertflügel — die Dame mußte über großen Reichtum verfügen, um ſich derartig einrichten zu können. Adrienne York! Umſonſt beſann ſich Frau.

Alexe, ob ſie den Namen ſchon gehört haben könne — er fiel ihr nicht ein. Sie erhob ſich.

„Ich will Sie nicht länger ſtören," ſagte ſie zeremoniös. „Was den Zweck meines Beſuches betrifft —"

„Ich will zuſehen, ob ich ein anderes paſſendes Logis finde, zu weiteren Verſprechungen kann ich mich nicht verpflichten."

Ein leiſes, vornehmes Neigen des ſtolzen Hauptes, und Frau Dorn war entlaſſen; ſie ſchritt durch das blau möblierte Zimmer, durch den türkiſchen Salon, der den Blick auf das Meer bot und den prächtigen Flügel beherbergte, dann öffnete ihr Madeleine die Tür des kleinen Vorzimmers mit kurzem Knix, und der Papagei kreiſchte hinter ihr drein: Va al Diavolo! Evviva Signora Adrienne! Evviva!

Der Poſtbote hatte ſoeben ein Paket Zeitungen und mehrere Briefe für den Profeſſor an Franz abgegeben; der gewiſſenhafte Diener beeilte ſich jedoch diesmal nicht, wie ſonſt, das Eingetroffene ſeinem Herrn ſofort zu überliefern, er hatte Fräulein Madeleine im Flur angetroffen, was im Verlauf ſeines etwa zehntägigen Aufenthalts im Hotel mehrmals am Tage geſchah.

Franz hatte ſeinen Haß gegen Ausländer, zumal weiblichen Geſchlechts, einſtweilen begraben und begegnete der Erzfeindin ſeiner Nation mit großer Galanterie, was die kleine Franzöſin ſo zuvorkommend ſtimmte, daß ſie mit „Monſieur Voltaire“ ſtets deutſch redete. Lange konnten dieſe höchſt unſchuldigen, kleinen Plaudereien leider nie dauern, da Roſine ein großes, perſönliches Intereſſe an allen Erlebniſſen Franzens nahm und ſich für verpflichtet hielt, gleich dem Engel mit dem feurigen Schwert vor ihm Wache zu ſtehen und jede Verſuchung von ihm fernzuhalten. Madeleine erfreute ſich nicht ihrer Zuneigung, ſie zerbrach ſich den Kopf darüber, was das „kleine, aufgeputzte Ding“ den Tag über bei ihrer Herrin zu tun habe, und fand es unpaſſend, daß zwei junge und — das ließ ſich nicht abſtreiten — auffallend hübſche Frauenzimmer allein in einem Hotel logierten.

„Adieu, Fräulein,“ ſagte Franz zögernd und hielt dem verführeriſchen Zöfchen ſeine rieſige Hand hin, in welcher ihre Rechte faſt verſchwand. „Ich muß hinein zum Herrn Profeſſor. Machen Sie des Abends einen kleinen Spaziergang mit mir?“

„Ich weiß noch nicht, ob ich die Zeit haben werde,

Monſieur Voltaire, wenn ich aber abkommen kann —“ Sie vollendete nicht, ſondern ſprang die Treppe hinauf, während Franz ihr mit einem tiefen Seufzer nachſah.

„Nun, Franz, was ſtehen Sie hier? Haben Sie Briefe für meinen Bruder? Laſſen Sie ſehen!“

Fräulein Lariſſa Norrmann nahm das Paket aus ſeiner widerſtrebenden Hand, muſterte flüchtig die Adreſſe und ſtürmte plötzlich mit dem Ruf: „Das iſt er! Das muß er ſein!“ an dem gänzlich verblüfften Rieſen vorüber.

„Alexe und Polde, da ſeht! Ich bringe ihn, ich habe ihn! Das iſt der Brief des berühmten Londoner Profeſſors, dem Roderich ſein letztes Werk zugeeignet hat; mein Gott, was wird er ſagen, was wird er ſchreiben? Mir zittert buchſtäblich jedes Glied vor Aufregung!“

„Ruhig, Lariſſa, ruhig!“ ermahnte die Witwe, die ebenfalls ganz blaß geworden war. „Die Anſicht dieſes Mannes iſt allerdings von großer Wichtigkeit für unſern Bruder, allein mir iſt nicht bange, ich bin ſicher, das Buch hat großen Eindruck auf ihn gemacht. Laß mich einmal den Brief anſehen —“

„Ich finde, es iſt Zeit, daß Roderich ihn empfängt,“ warf Leopoldine ein.

„Du biſt in letzter Zeit ſehr vorlaut geworden, Polde, und maßeſt dir oft an, mein Tun und Laſſen in einer Weiſe zu bekritteln, die ich, gelinde geſagt, als unfein bezeichnen muß. Die grenzenloſe Güte Roderichs gegen dich verwöhnt dich, ich bitte dich aber dringend, Eingriffe in mein Gebiet zu unterlaſſen, ich weiche nicht einen Zoll breit zurück!“

Es iſt unerfindlich, weshalb Frau Alexe die an ihren Bruder gerichteten Briefe in ihr Gebiet verlegte; Tatſache war, daß Leopoldine mit einem leichten Achſelzucken das Zimmer verließ und gleich darauf in Begleitung des Profeſſors wieder in demſelben erſchien.

„Ich höre ſoeben durch Leopoldine, daß Profeſſor O. geſchrieben hat,“ ſagte er lebhaft. „Wo iſt der Brief?“

Frau Dorn reichte ihn hinüber mit einem wahrhaft niederſchmetternden Blick auf die unbefangen dreinſchauende Miſſetäterin.

Roderich erbrach das Siegel, ſeine klugen Augen überflogen raſch den dicht beſchriebenen Bogen, immer mehr

hellte ſich ſein edles Geſicht auf, dann nickte er lächelnd vor ſich hin und reichte Leopoldine den Brief.

„Da nimm, lies ihn vor und bringe ihn mir dann auf mein Zimmer.“

Der Brief war in den ehrendſten, anerkennendſten Ausdrücken abgefaßt; der berühmte Gelehrte dankte dem Profeſſor in warmen Worten für die Überſendung des vorzüglichen Werkes, das ſeinen Namen auf dem Titelblatt trug, lobte es in rückhaltsloſer Weiſe und ſprach die Überzeugung aus, daß dieſes Werk unendlich viel dazu beitragen werde, das Intereſſe des gebildeten Publikums mehr und mehr auf jene Unternehmungen hinzulenken, welche unter unſäglichen Mühen und Beſchwerden die Überreſte einer längſt verrauſchten, glorreichen Zeit aus dem Staub und Schutt der Jahrhunderte ans Licht gehoben. Er lobte den klaren, edlen Stil, der den Sachverſtändigen unbedingt feßle und auch dem Laien, welcher dem Werk Intereſſe und Teilnahme entgegenbringe, durchaus verſtändlich ſei, und ſchloß mit der Verſicherung, er ſei ſtolz darauf, gewiſſermaßen auch einen Anteil an einem in jeder Hinſicht ſo vorzüglichen Buch zu beſitzen.

Der Verfaſſer dieſes Werkes ging, während die Schweſtern in Stolz und Entzücken ſchwelgten, mit gekreuzten Armen in ſeinem Gemach auf und ab. Der Brief hatte ihn hoch erfreut, er wußte genau, was die Anerkennung eines ſolchen Mannes wert ſei und daß nun wiederum ein bedeutender Schritt mehr getan werde zu dem hohen Ziel, das er ſich geſteckt. Wahrlich, er konnte zufrieden ſein, das Werk, an das er ſeine Kraft geſetzt, — es war gelungen.

Der Profeſſor ſtand plötzlich ſtill und lauſchte mit geſpanntem Geſichtsausdruck; im Zimmer über ihm rückte ein Stuhl, — jetzt mußte die herrliche Stimme ertönen, die er in den letzten Tagen ſo oft entbehrt! Sollte es wiederum eine Täuſchung ſein? Er horchte angeſtrengt — alles ſtill! Und ſie hatte ihn ſo tief erquickt und entzückt, dieſe weiche Sammetſtimme, die ſo vollkommen im Einklang ſtand mit den tiefblauen, geheimnisvoll verſchatteten Augen! Er wußte jetzt, daß beide zueinander gehörten, Adele hatte es ihm geſagt und ihm zugleich den Namen der Sängerin verraten! Nie waren ihm Gedanken und Bilder ſo willig zugeſtrömt, nie war ſein Stil ſo reich und blühend ge-

weſen, wie an den wenigen Abenden, wenn die Wunderſtimme über ihm erklang! Warum mochte ſie jetzt verſtummt ſein? Er ſetzte ſich hin, um den ſoeben empfangenen Brief zu beantworten, allein ſeine ſonſt ſo flinke Feder ſchwebte heute unſchlüſſig über dem Papier und brachte endlich nur das Datum und die Überſchrift „Hochgeehrter Herr“ zuſtande, ſo ſchön und peinlich ſorgfältig geſchrieben, als ſollte es eine Probe kalligraphiſcher Kunſt ſein. Nachdenklich wanderten die Augen des gelehrten Mannes über den mit Büchern und Papieren aller Art bedeckten Schreibtiſch und über die prächtige Hermesbüſte des Praxiteles, den neueſten Fund in Olympia, die in vorzüglichem Gips-Abguß den hohen Aufſatz des Schreibtiſches zierte.

Nein! er konnte den Brief jetzt nicht beantworten, es war ihm unmöglich, den richtigen Ton zu finden, er wollte ſich zerſtreuen, ſeine Gedanken ablenken, er wollte in Adelens lachendes Geſicht ſehen, ihre ſilberne Stimme hören, die ſo munter und harmlos plaudern und ſo luſtig lachen konnte. Roderich hatte das kleine Mädchen in der kurzen Zeit ſeines Hierſeins herzlich liebgewonnen, er nannte ſie einen verkörperten Sonnenſtrahl, ein hell-

äugiges Bachſtelzchen und war ſichtlich gern in ihrer Geſellſchaft, zum Entzücken ſeiner beiden älteſten Schweſtern, die keinen Augenblick an der Erfüllung ihres Wunſches zweifelten.

Der Profeſſor öffnete leiſe die nur angelehnte Tür zu Adelens Stübchen und ſah hinein. Das junge Mädchen ſaß hinter dem runden Sofatiſch und ſchrieb emſig; offenbar wurde es ihr viel leichter als Roderich, denn die Feder ging im Flug über das Papier hin. Der Profeſſor, der einen kleinen Scherz mit Adele ſehr liebte, trat unhörbar näher und bog ſich, trotzdem er kein Wort geleſen hatte, plötzlich mit den Worten: „Das ſind ja ſchöne Sachen, die du da offenbarſt!“ über das Papier. Mit einem hellen Schrei ſprang ſie auf, und, beide Hände über das Geſchriebene deckend, ſtarrte ſie errötend den Eindringling mit großen, erſchrockenen Augen an.

„Roderich, du haſt — du haſt geſehen, was ich ſoeben geſchrieben habe? Du ſagſt es mir, hörſt du? Ich muß es wiſſen!“ Ihre Stimme zitterte von verhaltenen Tränen, und die Röte ſtieg hinauf bis an das goldige Haar und hinab bis an den weißen Hals.

„Aber, Kind, aber, Bachſtelzchen, warum in aller Welt ſo tragiſch? Du haſt ja hoffentlich keine Staatsverbrechen verzeichnet!"

Sie ging auf ſeinen ſcherzenden Ton nicht ein. „Du ſagſt mir, was du geleſen haſt!" inquirierte ſie mit zuckenden Lippen.

„Nicht ein Wort!" lächelte er gutmütig. „Ich wollte dich ja nur ein wenig necken."

„Roderich! Auf deine Ehre und dein Gewiſſen?"

Der Profeſſor mußte herzlich lachen. „Es tut mir ſehr leid, daß ich nichts las, wenn es ſo etwas Wichtiges war; nun gut, auf Ehre und Gewiſſen, — ich habe nichts geleſen."

„Gott ſei Dank!" atmete Adele auf. Sie klappte das Heft zuſammen und legte triumphierend die flache Hand darauf. „Das iſt nämlich mein Tagebuch."

„So? Da werden nur die geheimſten Gedanken und Gefühle aufgezeichnet, nicht wahr?"

„Natürlich!"

„Das würde mich ſehr lebhaft intereſſieren!"

„Das glaube ich gar nicht, was verſtehſt du von Tagebüchern?"

Es war wahr, der Profeſſor verſtand nichts von Tagebüchern, und er räumte dieſe Tatſache durch ein vielſagendes Stillſchweigen ein. „Führſt du es für deine Mutter?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Gott bewahre!“ wehrte Adele entrüſtet ab. „Keines Menſchen Auge außer dem meinigen darf es ſehen. Mama und ich denken in vielen Dingen ganz verſchieden.“

Er hatte eine ihrer langen Locken gefaßt und wand ſie ſpielend um ſeine Finger, bis ein energiſches: „Du tuſt mir ja weh'!“ des jungen Mädchens ihn zur Beſinnung brachte.

„Verzeih', Kindchen“, ſagte er haſtig zurücktretend, während ſein Blick flüchtig den Tiſch, vor dem er ſtand, ſtreifte. „Das iſt ja der Brief des Profeſſor O. an mich!“ rief er plötzlich, denſelben ergreifend.

„Tante Alexe brachte ihn mir vor einer Weile“, erklärte Adele, „ſie war ganz faſſungslos vor Stolz und Freude und wünſchte, daß auch ich an der Auszeichnung, die dir widerfahren, teilnähme.“

„Und du tateſt ihr den Gefallen?“

„Ja gewiß, ich freute mich, obwohl mich, offen

geſtanden, dieſe gelehrten Dinge auch nicht ein Jota intereſſieren.“

„Möchteſt du das Buch einmal leſen? Es iſt nicht ſchwer verſtändlich, und was dir unklar erſcheint, würde ich dir gern erläutern.“

Adele ſenkte die Wimpern und ſpitzte ihr Mündchen, daß es einer roten Kirſche glich.

„Ach nein, laß es lieber, Roderich!“ bat ſie dann, zu ihm aufſehend, „ich bin zu dumm dazu, glaub' es mir.“

Dieſes offene Bekenntnis ſchien den Profeſſor nicht allzu ſehr zu befremden. Daß Adele ſich nicht für wiſſenſchaftliche Lektüre intereſſierte, hatte er bald herausgefunden — ſie hatte einen geſunden Menſchenverſtand, viel Humor und muntere Laune, hatte mancherlei gelernt und begriffen — ſie geſtand aber ehrlich, daß ſie in der Schule mehr aus Pflichtgefühl und aus Liebe zu ihrer Mama, die ſchlechte Zeugniſſe ſicherlich ſehr betrübt hätten, fleißig geweſen ſei, als aus Lerneifer. Einen hübſchen, amüſanten Roman las ſie wohl gern, ihre Neigung und Natur wieſen ſie indeſſen mehr auf die reale, praktiſche Seite des Lebens hin. Alles, was

ihre Kinderhände angriffen, ging flink und geſchickt von ſtatten, dazu war ihr Gemüt ſo rein und unverdorben, ihre Munterkeit ſo herzerquickend, daß wohl ſelten jemand dem gewinnenden Eindruck dieſer Frohnatur widerſtand.

„Du biſt mir böſe, Roderich?“ fragte ſie jetzt mit drolliger Zerknirſchung.

„Nicht im geringſten! Was ich dich fragen wollte, Bäschen“ — der Profeſſor neſtelte angelegentlich an ſeiner Uhrkette — „kannſt du mir vielleicht ſagen, wie es kommt, daß die Dame oben — du weißt, welche ich meine — ſeit vielen Tagen nicht mehr ſingt? Du pflegſt ja dergleichen überraſchend ſchnell herauszuhaben, vielleicht erkundigſt du dich einmal.“

Ein pfiffiges Lächeln erſchien auf dem runden Geſicht und zeigte zwei tiefe Grübchen in den Wangen.

„Iſt gar nicht nötig. Ich weiß alles, nur bin ich nicht ſicher, ob ich es ſagen darf.“

„Sagen darf? Wer könnte es dir verbieten?“

„Ich denke, Tante Alexe würde ſehr ärgerlich, wenn ſie es erführe. Sei's drum! Du mußt mir nur verſprechen, mich nicht zu verraten.“ Sie hob ſich auf

den Fußſpitzen in die Höhe und flüſterte hinter der vorgehaltenen Hand mit wichtiger Miene: „Die Tante iſt oben geweſen und hat die Dame gebeten, nicht mehr zu ſingen, weil es dich beim Studieren ſtört.“

„Die Tante? Welche Tante? Mich beim Studieren ſtört? Wer hat das geſagt? Wer darf es wagen, dergleichen zu behaupten?“

Die tiefe Stimme des Profeſſors brauſte zornig auf, ſeine Augen flammten. Adele zog ſich unwillkürlich hinter den Sofatiſch zurück.

„Werde doch nur nicht gleich ſo furchtbar ärgerlich!“ ſagte ſie beſchwichtigend. „Tante Alexe hat es doch am Ende gut gemeint.“

„Sie kann mit ihrer guten Meinung . . .“ Er vollendete nicht, ein Entſchluß ſchien in ihm wach zu werden, er wandte ſich plötzlich kurz um.

„Du wirſt doch die Tante nicht zur Verantwortung ziehen wollen? Tu' das nicht, Roderich, ich bekäme ſicherlich die ganze Schelte, und das wirſt du doch nicht wollen.“

„Nein, das will ich nicht,“ lächelte er, ihr mit der

Hand liebkosend über die krausen Haare fahrend. „Sei ganz ohne Sorgen, ich werde dich nicht kompromittieren."

Er nickte ihr freundlich zu und ging, während Adele sich wieder an den Tisch setzte, um die soeben erlebte Szene gewissenhaft ins Tagebuch einzutragen.

* * *

Fräulein York hatte während der Zeit Besuch. In einem der weichen, bunten Sessel lehnte ein hochgewachsener, etwas hagerer Herr, anscheinend etwa vierzig Jahre alt. Dank den Fortschritten, welche die Kunst der Zahnärzte, Friseure und Schneider im Verlauf der letzten Jahrzehnte gemacht, erfreute sich sein äußerlicher Mensch einer bewunderungswürdigen Frische. „Wie ein Jüngling!" pflegte er selbst öfters vor dem Spiegel auszurufen, wenn das liebenswürdige Glas ihm sein schwarzes, welliges Haar, die dito Bartkoteletten, das tadellose Gebiß und die von der Krawatte bis zum Stiefel elegant gekleidete Figur zeigte. Tatsache war, daß Herr Hauptmann a. D. Agathon Schnabel achtundvierzig Jahre alt war, ein hübsches, kleines Haus in Königsberg nebst einigem Vermögen besaß und sich zu

ſeiner Erholung in Cranz aufhielt, woſelbſt man ihm den verantwortlichen und ſchwerwiegenden Poſten eines Präſidenten des Vergnügungskomitees übertragen hatte. Da Herr Schnabel es liebte, wenn man viel von ihm ſprach, ſo hatte er dieſes Amt angenommen und verwaltete es mit vieler Würde und vielem Eifer. Seine Art und Weiſe, beſtändig in Aphorismen zu reden, hatte etwas Seltſames für den Unbekannten: hatte man ſich jedoch daran gewöhnt, ſo mußte man zugeben, daß dieſe Manier entſchieden viel Praktiſches, Zeiterſparendes hatte, und „Zeit iſt Geld!“ pflegte der Herr des öfteren zu ſeinen vertrauten Bekannten zu äußern.

Augenblicklich hatte er ſeine verbindlichſte Miene angenommen, ein liebenswürdiges Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, und die hell behandſchuhte Rechte, die den eleganten Zylinder hielt, lag beteuernd auf dem Herzen, während das an breitem, ſchwarzem Bande hängende Monokel, das der Hauptmann mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit in ſein rechtes Auge zu werfen verſtand, leiſe hin und her ſchaukelte.

„Würde in der Tat untröſtlich ſein, Allergnädigſte,“

bemerkte er jetzt, ſeine gewohnte Sprechweiſe der Fremden zuliebe etwas mäßigend. „Koloſſaler Erfolg wäre ſicher, geſamte Badegeſellſchaft zu Ihren Füßen! Wohltätigkeitskonzert — glücklicher Einfall meinerſeits! Saal würde enorm gefüllt, Kaſſe desgleichen, vier auf dem Meer verunglückte Fiſcher, zurückgebliebene Witwen, im Durchſchnitt je fünf Kinder, kleine natürlich — hungernd — mangelhaft bekleidet . . .“

Adrienne unterbrach ihn etwas ungeduldig.

„Ich nehme den herzlichſten Anteil an dem Unglücksfall, ſeien Sie davon überzeugt. Ich bin gern bereit, eine namhafte Summe zur Unterſtützung dieſer armen Leute herzugeben, ohne meinen Namen zu nennen, natürlich; aber in einem Wohltätigkeitskonzert mitzuwirken, mich hier, wo ich ganz ſtill und eingezogen zu leben gedachte, tauſend neugierigen Augen, tauſend müßigen Vermutungen und Bemerkungen preiszugeben, das, ich geſtehe es ehrlich, kann mich wenig locken, ſelbſt wenn ich, wie Sie behaupteten, die ganze Badegeſellſchaft zu meinen Füßen ſähe.“

„Natürlich, natürlich, meine Allergnädigſte — verwöhnter Liebling von Städten wie Petersburg, Moskau,

New-York, Philadelphia, Rio — Badegeſellſchaft nichts dagegen! Aber dennoch, guter Zweck, würde fabelhaft ziehen, Erfolg geſichert, während ſo —! Wenn Ihr Name im Spiel iſt, kommt jedermann — habe vor, noch verſchiedene hier Anweſende zur Mitwirkung zu veranlaſſen, Komitee hat alles mir überlaſſen."

In dieſem Augenblick ſchlüpfte Madeleine ins Zimmer und überreichte ihrer Herrin eine Viſitenkarte mit der Aufſchrift „Roderich Norrmann".

Ein Ausdruck unliebſamer Überraſchung erſchien auf dem Antlitz von Fräulein York, doch konnte ſie unmöglich vor dem ihr gänzlich fremden Hauptmann einen Beſuch unter dem Vorwand, ſie ſei nicht wohl, zurückweiſen. „Ich laſſe bitten," ſagte ſie, ſich in ihrer ganzen ſtolzen Schönheit erhebend, als der Angekündigte auf der Schwelle erſchien.

Der Profeſſor verbeugte ſich tief und ehrfurchtsvoll und heftete dann ſeine ernſten Augen voll auf die vor ihm ſtehende Dame.

„Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie, mein gnädiges Fräulein, aufzuſuchen, um Ihnen bezüglich einer Angelegenheit, welche mich nahe angeht, eine Er-

klärung abzugeben, welche Sie ſpäter vielleicht anzuhören die Güte haben werden."

Er ſtreifte mit einem leichten Seitenblick den verbindlich lächelnden Hauptmann, und Adrienne neigte kaum merklich das Haupt, dann ſtellte ſie die Herren einander vor.

„Brannte bereits vor Begierde, Ihre Bekanntſchaft zu machen, Verehrter," rief Herr Schnabel lebhaft. „Würde mir in dieſen Tagen die Ehre gegeben haben, Sie zu beſuchen. Trifft ſich äußerſt glücklich, die beiden erſten Zelebritäten des Badeortes beiſammen — da die göttliche Prieſterin des Geſanges — hier der Vertreter der Wiſſenſchaft — moderne Kunſt — klaſſiſches Altertum — entzückend!"

Das „klaſſiſche Altertum" ſchien weniger entzückt zu ſein, und auch die „Prieſterin des Geſanges" ſah abweiſender aus denn je. Der Obervergnügungskommiſſar ließ ſich aber ſo leicht nicht einſchüchtern.

„Sie ſehen in mir den Vorſtand des hieſigen Vergnügungskomitees, verehrter Herr Profeſſor. Bat ſoeben Fräulein York um die ganz beſondere Gnade, bei einem in nächſter Zeit ſtattfindenden Wohltätigkeitskonzert mit-

zuwirken, wollte auch Sie inſtändigſt erſuchen, uns gütigſt dabei zu unterſtützen — kleiner, wiſſenſchaftlicher Vortrag vielleicht — reicher Schatz von Kenntniſſen — viele auf dem Meer verunglückte Fiſcher, Sturm — zurückgebliebene Witwen, im Durchſchnitt je fünf Kinder — kleine natürlich — hungernd — mangelhaft bekleidet."

Der Profeſſor zog die Augenbrauen zuſammen, dann aber ſagte er ſehr höflich: „Natürlich bin ich bereit, dieſen unglücklichen Leuten zu Hilfe zu kommen, indem ich gern einen Beitrag zu ihrer Unterſtützung zeichne. Einen wiſſenſchaftlichen Vortrag aber vor einer Badegeſellſchaft zu halten, die aus den allerverſchiedenſten Elementen zuſammengeſetzt zu ſein pflegt, möchte für die Geſellſchaft ſo wenig anziehend und intereſſant ſein, daß der wohltätige Zweck bei dieſem Teile des Unternehmens gänzlich an den Zuhörern verloren gehen dürfte."

Hier trafen ſich zufällig die Augen des Redenden mit denen Adriennens, die mit dem Ausdruck vollſter Übereinſtimmung auf ihm ruhten; jetzt ſenkten ſich raſch die Wimpern darüber, und auch des Profeſſors Blicke nahmen haſtig eine andere Richtung.

Der Hauptmann erhob ſich mit der Miene eines

Mannes, der ſeine Sache noch keineswegs für verloren hält.

„Gebe die Hoffnung noch nicht ganz auf,“ ſagte er verbindlich, „Sie meinem Unternehmen und dem guten Zweck zu gewinnen. Behalte mir vor, noch einmal anzuſprechen, — vielleicht inzwiſchen nachgiebiger geſtimmt, — würde mich koloſſal glücklich machen. Habe die ganz beſondere Ehre, gnädigſtes Fräulein. Empfehle mich Ihnen beſtens, Herr Profeſſor!“

Er verbeugte ſich zur Tür hinaus, um, im Freien angelangt, das Monokel ins Auge zu werfen und das Hotel wie die unſcheinbare Muſchel, welche die echte Perle birgt, zu muſtern, während er vor ſich hin murmelte: „Süperbes Weib! Verblüffend ſchön! Hochmütiger Eſel, dieſer Profeſſor!“

Der Gegenſtand dieſer letzten ſchmeichelhaften Bemerkung ſaß unterdeſſen mit nicht ganz behaglichen Gefühlen der Sängerin gegenüber und öffnete eben die Lippen, um ihr eine offene Erklärung der Lage, in der er ſich befand, zu geben, als ſie ihm zuvorkam.

„Sie ſind zweifelsohne gekommen, Herr Profeſſor, um mir Ihre Verwunderung auszuſprechen, mich immer

noch hier zu finden. Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müſſen, daß Sie auch ferner gezwungen ſein werden, meine Anweſenheit zu dulden, da es mir nicht gelungen iſt, ein anderes paſſendes Zimmer in dieſem Hauſe aufzutreiben. Bisher habe ich ſtets, durch meine Kammerjungfer inſtruiert, die Stunden Ihres Fortſeins zum Singen benutzt — für eine Natur, wie die meine, iſt ein ſolcher Zwang indeſſen unerträglich, und ich erkläre Ihnen daher, daß ich nicht länger imſtande bin, mich demſelben zu unterwerfen."

Sie hatte raſch und energiſch geſprochen, ohne ſeinen Verſuch, ſie zu unterbrechen, zu beachten, jetzt rückte ſie ihren Seſſel leicht zurück mit einer Miene, die fragen zu wollen ſchien, was ihr Beſuch nun noch vorzubringen imſtande ſein werde.

„Ich bin gekommen," ſagte der Profeſſor — und ſeine wohllautende, ruhige Stimme bildete einen eigenen Gegenſatz zu ihrer erregten Sprechweiſe —, um ein Mißverſtändnis aufzuklären, in welchem Sie notwendigerweiſe befangen ſein müſſen, ohne daß mich die Schuld trifft, dasſelbe herbeigeführt oder auch nur geduldet zu haben. Wenn ich einige Worte über meine Perſönlich-

keit zu ſagen gezwungen bin, ſo ſeien Sie, gnädiges Fräulein, von der Unerläßlichkeit derſelben, ſowie von meinem Beſtreben überzeugt, ſie in die kürzeſte Form zu faſſen."

Die Sängerin machte eine leicht zuſtimmende Handbewegung, und der hochmütige Zug um ihre Lippen wurde weicher.

„Ich bin," fuhr der Profeſſor fort, „von meinen Geſchwiſtern der Jüngſte und von drei Brüdern, von denen zwei zu unendlichem Kummer meiner Eltern im zarteſten Kindesalter ſtarben, der einzige Überlebende. Mein Vater ſtarb, als ich kaum vier Jahre zählte, und bald folgte ihm meine Mutter, welche mich, den einzigen Sohn, meinen drei älteren Schweſtern als ihr teuerſtes Vermächtnis hinterließ. Sie verſchied mit einem Segenswunſch für mich auf den Lippen, meine Kinderhand ruhte in ihren erkalteten Händen, ihr letzter bewußter Blick hatte mir gegolten. Meine Schweſtern widmeten ſich mir fortan mit rührender Liebe und Hingebung. Sie kannten keine höhere Sorge, keinen größeren Lebenszweck, als den, mich, das ſchwächliche, hinſiechende Kind, dem Leben zu erhalten und ſo gut zu erziehen,

wie ſie es vermochten. Daß ſie in ihrer Liebe zu mir oft zu weit gingen, meine Begabung bedeutend überſchätzten, mir Eigenſchaften andichteten, welche ich nicht beſaß, wurde meiner erwachenden Intelligenz immer klarer, und dieſes Übermaß ſchweſterlicher Hingebung ſteigerte ſich unaufhörlich im Laufe der Jahre, als überraſchendes Glück“ — hier ſtockte der Profeſſor und verbeſſerte: „überraſchender Erfolg“ — „mir eine begünſtigte Lebensſtellung gaben. Nach langen Jahren wieder mit meinen Schweſtern vereint, machte ich ſofort die Entdeckung, daß ihre bewundernde Zärtlichkeit häufig Anſprüche an mich ſtellte, die ich nicht befriedigen konnte, mir Feſſeln anlegte, die ich nicht willens bin zu tragen. Das Erraten meiner Wünſche und Neigungen namentlich hat ſich zuweilen als nicht ganz angebracht erwieſen, da unſere Naturen grundverſchieden ſind, unſere Ideen daher gänzlich auseinander gehen. In der völlig unbegründeten Furcht, meine Nerven ſeien ernſtlich angegriffen, hat ſich meine älteſte Schweſter veranlaßt geſehen, Sie, mein gnädiges Fräulein, ohne mein Vorwiſſen zu erſuchen, Ihren Geſang meinetwegen aufzugeben, — ein Anſinnen, das ich, ſelbſt wenn meine

Gesundheit gefährdet wäre, nie zu stellen mir erlaubt hätte. Ich bitte Sie für meine Schwester, die aus übergroßer Besorgnis und gänzlicher Unkenntnis meiner Natur diesen wenig passenden Schritt getan hat, um Verzeihung und gebe Ihnen nochmals die Versicherung, daß ich nichts von ihrem Dazwischentreten, das ich sonst auf alle Weise hintertrieben hätte, geahnt habe."

„Ich glaube es Ihnen," sagte das schöne Mädchen, dessen Antlitz immer mehr den Ausdruck kalten Stolzes verloren hatte, „und ich kann auch Ihrer Schwester nicht mehr zürnen, wie ich es bisher tat, weil ein großes, wenn auch an Schwäche grenzendes Gefühl die Triebfeder ihrer Handlungsweise war. Wohl dem, der so geliebt wird, ob es auch zuweilen lästig sein mag!" Ein Schatten zog über ihr Gesicht. „Doch nun ein offenes Bekenntnis, Herr Professor; wenn auch Ihre Nerven meinen Gesang ertrugen, angenehm konnte er Ihnen nicht sein, da, wie mir Ihre Schwester sagte, Ihre ganze Familie unmusikalisch ist."

Sie lächelte, während sie sprach — welch holdes Lächeln! Roderichs schönheitsdurstige Augen tranken den Zauber ihrer Persönlichkeit in vollen Zügen in sich.

„Wenn Sie unter einem „muſikaliſchen Menſchen“ nur den verſtehen, der eine ausübende Kraft auf einem Gebiet dieſer Kunſt iſt, dann bekenne ich mich zu der traurigen Klaſſe der Unmuſikaliſchen. Ich ſage traurig, und mit Recht, denn die Muſik mit ihrer bezwingenden Macht iſt wohl die einzige Kunſt, welche Kenner und Kritiker noch nicht in ihre Atome zerpflückt, zergliedert und einem geehrten Publikum zur gefälligen Beaugenſcheinigung präſentiert haben. Sie hätten es auch ſicher längſt getan, wenn ſie es gekonnt, wenn ſie imſtande geweſen wären, den undefinierbaren Einfluß, den unirdiſchen, ſeelenlöſenden, den die Muſik auf Menſchen, mit Herz und Phantaſie begabt, ausübt, zu analyſieren. Da aber ſcheitert ihre Kunſt. Wer kann uns folgen auf der Stufenleiter unſeres Gefühls, himmelanſtürmend, — in die Tiefe des Wehs verſinkend, — wer will ſich unterfangen zu deuten, was da in unſeres Herzens Allerheiligſtem vor ſich geht? Sind wir doch ſelbſt nicht imſtande, es zu ſagen, — das arme Wort ſchweigt, die Töne reden. Wenn ich mich müde geſonnen und gedacht, geſchrieben und geleſen, dann half Ihr Geſang meine Seele erheben aus dem Staub der Arbeit und

zog ſie empor zur Andacht, zur Schönheit. Solchen Genuß haben Sie mir bereitet, und dafür danke ich Ihnen.“

Er ſtand auf und verneigte ſich tief vor ihr zum Abſchied; auch ſie erhob ſich zögernd. Ihre Augen leuchteten, ihre Lippen waren halb geöffnet.

„Vertreten Sie meine Kunſt in Zukunft bei Ihren Schweſtern,“ ſagte ſie raſch, „ich ſinge gern für die Klaſſe der Unmuſikaliſchen, zu der Sie ſich bekennen.“

Er verbeugte ſich noch einmal zuſichernd und dankend zugleich; an der Tür wandte er ſich noch einmal zurück. „Auf Wiederſehen?“ fragte er halb ſcheu, halb zuverſichtlich, und er nahm es mit, das erſehnte Wort, es kam verheißungsvoll über ihre Lippen:

„Auf Wiederſehen!“ — — — — — — — —

Herr Hauptmann a. D. Agathon Schnabel war in ſchwere, tiefe Sorgen verſtrickt. Geblendet von einem leicht begreiflichen Ehrgeiz, hatte er ſich verleiten laſſen, die Stellung eines Leiters des Vergnügungskomitees anzunehmen; es fand ſich indeſſen, daß dieſes Amt Schwierigkeiten bot, welchen ſich der Hauptmann nicht gewachſen fühlte und welche ihm ſelbſt den Titel, den

er führte, wie Hohn erſcheinen ließen. Vergnügungskomitee, — Wohltätigkeitskonzert, — wie hübſch und harmlos das klang, — und doch empfand der geplagte Herr weder Vergnügen noch Wohltat bei den verſchiedenen Arrangements, die er traf, bei den vielen Hinderniſſen, auf welche er überall ſtieß. Wenn es ihm nur gelingen wollte, die berühmte Sängerin zur Teilnahme zu vermögen! Ganz Cranz brannte lichterloh vor Neugier, ſich dieſes Phänomen, das man nur ſelten raſch vorübergleiten ſah, das alle beſuchten Promenaden und Plätze konſequent vermied, das ſich jedem verzeihlichen Anſtaunen ſeitens der übrigen Badegeſellſchaft ſo energiſch zu entziehen wußte, einmal in der Nähe mit Muße anzuſehen; es kurſierten die wunderlichſten Gerüchte über die ſchöne Ausländerin: ſie führe einen falſchen Namen, die Theaterwelt kenne keine Adrienne York, — ſie ſei eine geſchiedene Frau, — ſie ſei ihrem Gatten davongelaufen, — ſie ſei überhaupt keine Opernſängerin, ſondern entſtamme einer vornehmen Adelsfamilie, und ernſte Zwiſtigkeiten mit derſelben nötigten ſie zu dieſem Inkognito; kurz, die müßigen Zungen fanden Stoff vollauf; die ſchöne Dame mit der herr-

lichen Stimme, die man leider weder im Speiſe- noch im Tanzſaal des Hotels hören konnte, bildete das Tagesgeſpräch.

Der Hauptmann, der den Löwen der Badeſaiſon darſtellte, wurde mit Fragen beſtürmt, man nahm in ſchöner Übereinſtimmung an, daß er in ſeiner Stellung ſchlechterdings alles wiſſen müſſe, und er hütete ſich wohl, den Glauben durch Widerſpruch zu entkräften. Er zuckte die Achſeln, zog die Augenbrauen empor, ließ ein geheimnisvolles, bedeutungsreiches Lächeln um ſeine Lippen ſpielen und wurde in ſeinen myſteriöſen Aphorismen ſo undurchdringlich, daß jeder feſt überzeugt war, der Vorſtand des Vergnügungskomitees ſei durchaus eingeweiht, ins Vertrauen gezogen und ſehe ſich nur als diskreter Mann nicht in der Lage, den Mund aufzutun.

Es war eine Woche vergangen ſeit jenem Tage, an welchem ſich der Hauptmann bei dem Fräulein eingeführt hatte. Er wußte, daß Profeſſor Norrmann inzwiſchen der Sängerin nähergetreten war, daß er mehrfach Spaziergänge und Bootfahrten mit ihr unternommen hatte. Mit mißvergnügtem Geſicht ſchlenderte das unglückliche Opfer der Hochachtung ſeiner Mitmenſchen den

Strand entlang, unzufriedene Blicke auf das friedlich rauſchende Meer, den unſchuldig herniederlächelnden, blauen Himmel und die funkelnden Sonnenſtrahlen werfend. Was war ihm dieſer tauſendmal geſehene Apparat der Natur, wenn die Kunſt es hartnäckig verweigerte, ſich ſeinen Wünſchen geneigt zu machen! In wenigen Tagen ſollte das berühmte Konzert ſtattfinden, und er hatte bis jetzt mit Mühe und Not einen hoffnungsvollen Jüngling ausfindig gemacht, der die Geige ſpielte, eine junge Dame, welche deklamieren wollte (ob ſie es auch konnte, war bis jetzt noch nicht ermittelt worden) und ein „Wunderkind", welches auf dem Klavier auswendig ſpielte; eine dunkle Ahnung ſagte dem Hauptmann, daß dieſe drei Perſönlichkeiten mitſamt ihren Produktionen nicht ganz den großartigen Erwartungen entſprächen, welche er in ſeinem Feuereifer für die gerechte Sache ſeines humanen Unternehmens in den Seelen ſeiner Badegeſellſchaft entzündet und genährt hatte.

Der Vorſtand des Vergnügungskomitees war ſo in ſeine finſteren Gedanken und Gefühle vertieft, daß er den Blick wie ein ſchuldbewußter Verbrecher zur Erde

heftete und auf dieſe Weiſe die beiden Herren überſah, welche von der entgegengeſetzten Richtung auf ihn zu kamen.

Es war der Profeſſor mit Felix Maiwaldt. Roderich hatte, der Hitze zum Trotz (es war drei Uhr nachmittags), im Geſchwindſchritt das Hotel verlaſſen, um einer getroffenen Verabredung gemäß mit Adrienne York eine Kahnfahrt auf dem Meere zu unternehmen. Die Beſorgnis, ſie könne bereits an dem bezeichneten Platze angelangt ſein, war ſicher gänzlich unbegründet, denn die Dame hatte ſich bereits mehrfach als bedauerlich unpünktlich erwieſen, eine Schwäche, welche ſie zweifellos mit vielen Künſtlerinnen teilte, dennoch mäßigte der Profeſſor ſeine Gangart und fühlte ſich unliebſam überraſcht, als er ſeinen Namen ausrufen hörte und eine Hand auf ſeiner Schulter fühlte. Sich umwendend, gewahrte er Felix Maiwaldt, ſeinen ehemaligen Schüler und Schützling, den er ſtets ſo gern gehabt, für den er eine ſo warme, lebhafte Teilnahme bewahrt, deſſen ſympathiſche Perſönlichkeit ihm in dieſem Augenblick jedoch nichts weniger als angenehm war. Roderich war indeſſen ſo höflich, den unwillkommenen Begleiter ſeine

Empfindungen nicht merken zu laſſen, er ſchüttelte ihm im Weitergehen herzhaft die Hand und fragte ihn, was er um dieſe Zeit hier treibe.

„Eine Anſpielung auf meine pädagogiſche Tätigkeit bei dem gräflichen Sproſſen,“ lächelte Felix. „Der Junge klagte über Kopfweh, wahrſcheinlich infolge einiger mangelhafter Rechenexempel, die er mir um dieſe Zeit vorlegen ſollte, und die zärtliche Mama ſchickte ihn zu ſeiner Erholung an den Strand; ob der Brand der Juliſonne ein heilſames Mittel für Kopfſchmerzen iſt, weiß ich allerdings nicht. Nun, mir kann es immerhin recht ſein, im hochgelegenen Schulzimmer der gräflichen Villa herrſcht eine Glut, wie unter den Bleidächern Venedigs, ſo daß einem pauſenweiſe die Gedanken verſagen! Und Sie, Herr Profeſſor, machen Sie auch gleich mir nur einen idylliſchen Spaziergang?“

„Ich will auf das Meer hinausſegeln, Felix — pardon, Herr Doktor — es tut not, daß ich mich mit dieſem Titel vertraut mache, ſo lange Sie mich mit ſchauerlicher Konſequenz, in Ehrfurcht erſterbend, beſtändig Herr Profeſſor nennen. Warum in aller Welt ſagen

Sie nicht Roderich zu mir, nun, da ich ſchon lange aufgehört, Ihr geſtrenger Mentor zu ſein?“

„Gut denn — Roderich!“ ſagte Felix, während eine helle Röte freudiger Verlegenheit in ſein Geſicht ſtieg. „Alſo eine Bootfahrt! Ein herrliches Vergnügen! Wenn ich nicht ſtöre, ſo . . . holla, wen haben wir da?“

Dieſer Ausruf galt dem gedankenvoll des Weges kommenden Hauptmann, der kaum der beiden Herren anſichtig wurde, als er wie ein Stoßvogel auf ſeine Beute ſtürzte.

„Dachte ſoeben an Sie, verehrter Herr Profeſſor! Ah, mein junger Freund von neulich — ſehr erfreut — hoher Gönner, Graf Frankenſtein — Lehrer des Majoratserben, wie war doch gleich der Name? Maiwaldt, ah ſo, ganz recht, entſinne mich, Maiwaldt! Wollte Ihnen, geehrter Herr Profeſſor, tiefgefühlten Dank abſtatten für großartige Unterſtützung — wirklich koloſſal, fabelhaft human! Alſo nicht zum Vortrag zu bewegen, wirklich nicht? Vielleicht Fräulein York gütigſt überreden — lebhafter Verkehr zwiſchen Ihnen und ihr, wie gehört — ohne Zweifel größere Chancen auf Erfolg, als ich! Wörtchen einlegen — würde ewig dankbar ſein!“

„Ich kann mich unmöglich verpflichten, die Dame zu einem Unternehmen zu animieren, zu welchem sie keine Luſt hat.“

Der Hauptmann zuckte die Achſeln.

„Publikum bereits mißtrauiſch — ohne Zweifel Gründe, ſich nicht öffentlich zu zeigen — vielleicht doch hier und da bekannt.“

„Welche Veranlaſſung könnte wohl Fräulein York haben, ſich dieſem Unternehmen zu widerſetzen, wenn nicht die, daß ſie wünſcht, ſtill und zurückgezogen, ganz ihrer Erholung zu leben?“

„Ganz ſchön, Verehrteſter, ganz ſchön! Still und zurückgezogen, aber warum? Gefliſſentliches Abſondern eigentümlich — komiſch — müſſen mir doch zugeben —“

„Herr Hauptmann, ich weiß nicht, welche Auslegung ich Ihren halben Andeutungen geben ſoll; erklären Sie ſich gefälligſt deutlicher, damit ich imſtande bin, Ihnen ebenſo deutlich zu antworten!“

„Mein Gott — habe ja nichts geſagt — bin ja ſtill — Dame mir völlig fremd — meinte nur, Leute ſagen ſo vieles . . .“

„Vielleicht hätten Sie die Freundlichkeit, dieſe viel-

agenden Leute einmal zu mir zu ſchicken! Ich verſtehe mich freilich nicht darauf, Streiche, die aus der Luft geführt werden, zu parieren; vielleicht findet ſich aber doch der eine oder der andere unter ihnen, der mit offenem Viſier kämpft. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Hauptmann. Auf Wiederſehen, lieber Felix, Sie beſuchen uns hoffentlich bald.“

Der Profeſſor lüftete leicht den Hut und verſchwand hinter den Fiſcherhütten, während ihm der Hauptmann verdutzt nachſah.

„Choleriſcher Herr, was?“ wandte er ſich an Felix. „Harmloſe Redensart ſo tragiſch aufzufaſſen -- fühle mich förmlich konſterniert! Was ich ſagen wollte, vielleicht wirken Sie mit, junger Freund, ſind gewiß vom Sachverhalt unterrichtet — vier auf dem Meere verunglückte Fiſcher — Sturm -- zurückgebliebene Witwen. Sie wiſſen ja! Was meinen Sie? Vielleicht ſelbſt muſikaliſch?“

Über das Geſicht des Kandidaten zuckte ein Lächeln. „Ich ſpiele in meinen Mußeſtunden die Maultrommel; dieſe meine beſcheidene Fähigkeit ſtelle ich zu Ihrer Verfügung, Herr Hauptmann, glaube jedoch nicht, daß die-

ſelbe von unſerer muſikaliſchen und gebildeten Badegeſellſchaft volle Würdigung zu erwarten hätte. Ich habe die Ehre!“

Und auch der Kandidat des höheren Lehrfaches zog höflich ſeinen Strohhut und ging an dem zur Statue entgeiſterten Vergnügungskommiſſar vorüber. — — —

Auf der blauen Flut des Meeres ſchaukelte ein Boot. Wie liebkoſend hoben es die Wellen empor, um es dann ſanft niedergleiten zu laſſen, während ein warmes Sommerlüftchen in dem weißen Segel ſpielte, daß es ſich blähte und luſtig flatterte. Der wetterharte Schiffer mit dem dunkelverbrannten Geſicht und den bis zum Ellenbogen nackten Armen, auf denen allerlei myſteriöſe Zeichen tätowiert waren, hatte leichten Dienſt; er konnte die Ruder oft ruhen laſſen und ſich mit voller Gemächlichkeit ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Tabakskauen, hingeben, dazwiſchen vergnüglich der hohen Belohnung gedenkend, die ihm der Herr für die zweiſtündige Fahrt verheißen.

Roderich Norrmann dünkte kein Lohn hoch genug für den Genuß, den dieſe zwei Stunden ihm zu bieten verſprachen. Allein mit ihr und ungeſtört, rund um

ihn her nichts als der blaue Himmel, das weite Meer — nur er und ſie — keine Störung zu befürchten, keine fremde, gleichgültige Stimme ſich einmiſchend in ihre Wechſelrede — ſo hatte er ſich's ſchon lange gewünſcht, erſehnt, nun war die Erfüllung da. „O laß dich halten, goldene Stunde!" ſagte es in ihm.

Sie ruhte ihm gegenüber auf den Kiſſen und Polſtern, die Franz auf ſeinen Befehl ins Boot getragen, die rote Decke war über ihre Kniee gebreitet, und ſie hatte die leicht verſchlungenen Hände darauf gelegt; der Kopf mit dem zu einem griechiſchen Knoten verſchlungenen Haar, in dem ein ſilberner Pfeil ſteckte, war ihm im Profil zugewandt. Wie eine geſchnittene Kamee war das ſchöne Geſicht, wie eine der Antiken, die vor ſeinen Augen emporgeſtiegen waren aus langer Vergeſſenheit. Aber dieſe Antike lebte und atmete, ſie konnte lächeln, und ſie konnte ſingen, wie kein anderes Menſchenkind auf dieſer wonnigen Erde. Ja, wonnig war die Welt, und es lebte ſich ſehr ſchön in ihr, wenn man nicht nur beſtändig den Blick auf die Arbeit ſenkte, ſondern um ſich ſchaute und dann in zwei Augen ſah, die das Herz erbeben ließen. Der Profeſſor atmete tief auf.

„Welch köſtlicher Tag!“ ſagte er, den weichen, breitrandigen Hut abnehmend, um den Sommerwind über ſeine Stirne wehen zu laſſen. Adrienne lächelte.

„Haben Sie nicht ſchönere erlebt im ſonnenbeſtrahlten Orient, im herrlichen Griechenland?“

„Kaum,“ verſetzte er raſch. „Dort war ich fremd, hier iſt meine Heimat, dort war ich allein, hier —“ Er ſtockte. „Sie kennen es nicht, das herrliche Hellas — das traurig-ſchöne Land?“

Die Sängerin ſchüttelte den Kopf.

„So weit bin ich nie gekommen. Warum aber ſagten Sie ein traurig-ſchönes Land?“

„Weil mich, wie ſchon unendlich viele Menſchen, die vor mir hinkamen und nach mir hinkommen werden, tiefe Wehmut erfaßt bei dem Gedanken an das einſt ſo ſtolze, mächtige Hellas mit ſeinen göttlichen Menſchen, — ſeinen menſchlichen Göttern. Wie hat meine Knabenphantaſie ſich berauſcht an den griechiſchen Heldenſagen, wie entzückten mich die ſtolzen Geſtalten, die unſterblichen Ruhm ſich erwarben, deren Name fortklingt bis in unſere Zeit der Pygmäen, die wir nicht nur bewundern und anſtaunen, die wir lieben müſſen aus voller

Seele! Und jetzt! Geſchwunden die alte, klaſſiſche Sprache, geſchwunden das hehre Geſchlecht, die heiteren Feſtſpiele, die hohen, freien Tempel und wundervollen Kunſtwerke, — geſchwunden, mit einem Wort, der Geiſt, der dieſes Volk beſeelte, aus ſeinen Werken ſprach, aus ſeinen Taten leuchtete. Trümmer, Verfall, wohin das Auge blickt. Wo iſt die Pietät, mit welcher die Alten ihre Helden feierten, ihre Statuen bildeten, ehrfurchtsvoll aufſchauend zu dieſen ihren Vorbildern? Verſchüttet, vergraben lagen die herrlichen Kunſtwerke Jahrtauſende hindurch, und eine fremde Nation mußte kommen, um ſie hervorzuholen aus Nacht und Vergeſſenheit. Als ich zum erſtenmal den Platz ſah, auf welchem einſt die olympiſchen Spiele ſtattgefunden, da, mein Fräulein, überkam mich tiefe Trauer und Mutloſigkeit. Getreide- und Korinthenfelder, ſoweit das Auge blickte, — hier, wo einſt bei den Feſten der dröhnende Jubelruf der Sieger gegrüßt, wo ſtolze Tempel geſtanden, wo endloſe Reihen ſchöner Statuen geprangt! Trauervoll ſchüttelte über mir der wilde Ölbaum im Winde das Haupt, einſt war er dazu anerſehen geweſen, die Stirn des glücklichen Siegers zu ſchmücken, und hoher Ruhm, göttliche

Unſterblichkeit knüpfte ſich an dieſes ſchlichte, ſchmuckloſe Reis; jetzt ſtand er verlaſſen, unbeachtet, während ein winziges Häuflein von Arbeitern unter der Aufſicht deutſcher Gelehrter zaghaft und mißtrauiſch vordrang in die Tiefen der Erde. Mein ſchönes, geliebtes, armes Griechenland, — es iſt zur Ruine geworden, aus deren Trümmern es leiſe klagt um eine gewaltige Vergangenheit!“

Adrienne hatte dem Redenden ihr Antlitz zugewendet, ſie ſah mit dem Ausdruck voller Teilnahme in die bewegten Züge des Profeſſors, dann ſagte ſie einfach: „Ich kann Sie in dieſer Empfindung verſtehen. Wie müſſen Sie Ihr Vaterland lieben, da die Wandlung eines fremden Volkes Sie ſo mächtig ergreift! Wie müſſen die Schäden, die auch in Ihrem Deutſchland, das ich ſo wenig kenne, nicht fehlen werden, Ihrer Seele weh tun!“

„Sie haben Recht, ich liebe es unendlich, mein Deutſchland, ich habe mit Begeiſterung für ſeine Freiheit gekämpft und laut gejubelt über ſeine Siege. Aus langem Schlaf erhob es ſich zu ruhmvoller Größe, der ſtolze Traum vom einigen Deutſchland, den unſere Väter

mit Schmerzenstränen aufgegeben, — er war nahe daran, ſich zu erfüllen. Wenn jetzt das, was ſo herrlich, ſo großartig begann, allmählich durch innere Zwiſtigkeiten wieder zu verkümmern ſcheint, wenn wir von dem Gipfel, den wir in kühnem Anſturm gewannen, wieder hinabzugleiten in Gefahr ſchweben, ſo habe ich, der ich der politiſchen Bühne nur als teilnahmsvoller Zuſchauer gegenüberſtehe, ohne ſelbſt jemals handelnd einzugreifen, nur ein tiefes, ſchmerzliches Bedauern dafür! Mein Beruf, mein Intereſſe treibt mich in andere Bahnen; es gilt meine ganze Kraft einzuſetzen, um das zu erreichen, was ich angeſtrebt."

„Sie werden es erreichen!" ſagte Adrienne zuverſichtlich. „Ein vorgeſtecktes Ziel feſt und unverlierbar im Auge zu haben, nicht rechts noch links zu blicken, das iſt die Aufgabe, die auch ich mir geſtellt! Hoffen wir, daß wir dereinſt jeder auf ſeinem Platze ſein werden."

Roderich ſah erſtaunt zu ihr hinüber.

„Wenn ich ſo ſpreche, der mannigfachen Aufgaben gedenkend, die mein Beruf mir noch ſtellen wird, ſo iſt das nichts Befremdliches. Sie aber, mein Fräulein,

auf der Höhe Ihres Ruhmes, in der Blüte Ihrer Jugend, ausgeſtattet mit einem ſo wundervollen Talent, angebetet, wo Sie ſich zeigen, — — was könnte Ihnen das Leben Höheres bieten, als das, was Sie bereits erreicht?“

„Mir bleibt noch manches zu erſtreben übrig. Noch bin ich abhängig von Direktoren, Regiſſeuren, Kontrakten, Verpflichtungen, — und wie die Kalamitäten alle heißen, die ſich bleiſchwer an die Sohlen einer Künſtlerin heften und ihren freien Aufſchwung hemmen. Wenn ich je in meinem Leben etwas gehaßt habe, ſo war es die Abhängigkeit von andern; waun wird je der Moment kommen, der mich von dieſem Gefühl befreit — und wird er überhaupt kommen?“

Es lag eine leidenſchaftliche Klage in der tiefen, metallenen Stimme, und leidenſchaftlich war auch der Ausdruck der dunkelblauen Augen, die an Roderich vorüber mit verzehrendem Verlangen in die Ferne ſahen.

„Iſt es nicht ſeltſam,“ ſagte der Profeſſor nach einer Pauſe, „daß ich Ihnen bei unſerer erſten Begegnung ſofort intime Mitteilungen über meine Kindheit und Jugend machte, wozu mich freilich die wunderliche Ur-

ſache unſerer Bekanntſchaft veranlaßte, während ich Ihrem früheren Leben noch ebenſo fremd und unwiſſend gegenüberſtehe wie am erſten Tage?“

„Es war nicht Mißtrauen, das meinem Schweigen zugrunde lag, — ich habe nicht eben Veranlaſſung, mit beſonderem Entzücken an meine früheſte Jugend zurückzudenken, ich tue das auch ſo ſelten wie möglich. Wünſchen Sie meine Vergangenheit kennen zu lernen, ſo ſteht dem nichts weiter im Wege, als ein wenig Unluſt meinerſeits, die ich Ihnen zum Gefallen ſchon zu überwinden wiſſen werde.“

Stand wirklich nichts weiter im Wege? Roderich, der keinen Blick von dem ſchönen Geſicht verwandte, ſah, wie ſich eine drohende Falte zwiſchen den ſtolz geſchwungenen Brauen eingrub und wie ſich um den Mund jener Zug herber Verachtung legte, den er ſo gut kannte und ſo ungern bemerkte; er hatte ſich auch ſeltener eingefunden und war in jüngſter Zeit faſt immer durch das ſonnenhafte Lächeln erſetzt worden, das ihn erwärmte bis ins tiefſte Herz hinein.

„Sie ſollen ſich meinetwegen keinen Zwang auferlegen. Ich ſprach den Gedanken ehrlich aus, als er

mir kam, ohne damit bezwecken zu wollen, Sie wider Ihren Willen zu einer Wiederholung deſſen zu zwingen, was Sie, wie Sie ſagen, ganz aus Ihrem Gedächtnis verbannen wollen."

„Ich werde es nie ganz verbannen können, ſelbſt wenn ich wollte — kennen Sie die Geſchichte von dem entlaufenen Galeerenſträfling, dem ſtets die Kette am Fuß klirrte, um ihn zu erinnern, daß — — Alſo! Ich bin in Italien geboren, im ſtolzen Rom! Meine Mutter, eine Deutſche, die aber lange in Italien gelebt hatte, war Opernſängerin geweſen, hübſch und gefeiert gleich mir" — Adrienne ſagte es ganz ohne Zögern, als ſei ſie zu verſtändig, eine ſo offen daliegende Tatſache zu ignorieren, — „mein Vater war ein engliſcher Offizier, der älteſte Sohn eines Lords; er hatte ſich leidenſchaftlich in meine Mutter verliebt und ſie trotz des lebhaften Widerſpruchs ſeiner Familie geheiratet, worauf ſein Vater ihn verſtieß, enterbte und ihm verbot, ſeinen Namen zu führen. Er nahm den Mädchennamen ſeiner Mutter an, welche ſich nicht von ihm losſagte, ſondern ihm ſtets heimlich ſchrieb und auch die Mittel zu ſeiner Exiſtenz gewährte; nebenbei ſchriftſtellerte mein

Vater ein wenig und machte Überſetzungen aus dem Italieniſchen, was immerhin nur einen ſehr geringen Beitrag zu der mütterlichen Unterſtützung lieferte. Meine Mutter hatte natürlich keine Idee von der Führung eines Haushaltes und von zweckmäßiger Verwaltung des Geldes; dazu kam, daß ſchon kurze Zeit nach ihrer Verheiratung eine brennende Sehnſucht nach ihrem freien, ungebundenen Künſtlerleben in ihr erwachte und daß ſie meinen Vater unter heißen Tränen anflehte, ihr die Rückkehr zu ihrem früheren Beruf zu geſtatten, wodurch ſie zugleich in den Stand geſetzt wäre, ihrerſeits ebenfalls etwas zur Verbeſſerung ihrer pekuniären Lage beizutragen. Mit Entrüſtung, die ſich bis zur leidenſchaftlichen Heftigkeit ſteigerte, wies mein Vater dieſes Anſinnen wieder und wieder zurück, ihm war die Bühne im höchſten Maß verhaßt, er erblickte in ihr den Feind des häuslichen Glückes, die Urſache der Entfremdung zwiſchen ihm und ſeiner Gattin. Als ich zu denken und zu beobachten begann, empfing ich als erſten Eindruck die Überzeugung, daß meine Eltern namenlos unglücklich miteinander lebten, ich hörte Szenen mit an, die ſich unauslöſchlich meinem Gedächtnis einprägten,

ich erlebte Auftritte, die mich noch heute mit tiefem Schmerz erfüllen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß ich wie im Äußeren, ſo auch im Weſen ein vollſtändiges Ebenbild meiner Mutter war; mein Ideal war die Bühne, das Theater, die große Welt, und während von der einen Seite alles geſchah, um dieſes ungeſtüme Verlangen, dieſe heiße Sehnſucht nach Künſtlerruhm in mir anzufachen, wurde von der anderen Seite alles getan, um dieſen Hang gewaltſam zu ertöten — ich wurde wie eine Gefangene bewacht, beobachtet, — ich wurde zeitweiſe von meiner Mutter getrennt, zu fremden Leuten auf das Land in Penſion gegeben — umſonſt — alles umſonſt!“

Mit ihrer weißen Hand beſchattete Adrienne einen Augenblick ihre Augen, als wollte ſie eine ſtille, kurze Einkehr halten in ſich ſelbſt, als ſähe ſie die Szenen, welche ſie ſoeben geſchildert, leibhaftig vor ſich.

Nach einer Weile ſagte ſie, in ihrer Erzählung fortfahrend: „Die innere Stimme bricht immer durch, alle Schranken überſpringend, welche Erziehung und Abmahnung ihr geſteckt, — meinen Sie nicht? Alle Vorſtellungen, Bitten, Drohungen meines Vaters blieben

erfolglos, — jedes Wort meiner Mutter fiel auf fruchtbaren Boden. Sie hatte einen . . . wie ſoll ich es ſagen . . . einen Freund, einen ruſſiſchen Baron, der lange Jahre ſeiner ſchwächlichen Geſundheit wegen im Süden lebte; er war enorm reich und verſprach, mir die Mittel zu meiner künſtleriſchen Ausbildung, welche mein Vater mir weder geben wollte noch konnte, zu verſchaffen. Ich war wie berauſcht von dieſem Gedanken, dieſer Ausſicht! Ein heißblütiges, phantaſievolles Geſchöpf von fünfzehn Jahren, angeſichts der Erfüllung eines ſo glühend gehegten Wunſches — ich hätte unter jeder Bedingung in das Anerbieten gewilligt — unter jeder! Als wir über die Geſtaltung meiner Zukunft einig geworden, übernahm unſer Bekannter es, meinen Vater von dem neugeformten Plan in Kenntnis zu ſetzen — wie vorauszuſehen geweſen, verſagte er ſeine Einwilligung, und eine Reihe von Kämpfen ſtand mir bevor, als der Tod aller peinigenden Ungewißheit plötzlich ein Ende machte — mein Vater erlag der Malaria, welche in jener Zeit unſäglich viel Opfer forderte. Ich kann und will nicht lügen, und ſo geſtehe ich Ihnen ehrlich, daß der Tod desjenigen, der mir das Einzige,

was mein Herz mit unwiderſtehlichem Verlangen begehrt, entzogen hatte, der mir auf Schritt und Tritt hindernd, verſagend entgegengetreten war, mich nur vorübergehend betrübte. Mit fieberhaftem Eifer ſtürzte ich mich in meine Studien, die beſten, teuerſten Lehrer gaben mir Unterricht, ich hörte die ſchönſte Muſik, ich las die beſten, ſorgfältig für mich ausgewählten Bücher — mit Rieſenſchritten trieb natürliche Begabung und raſtloſe Energie mich weiter auf der neuen Bahn, und bald war ich imſtande, öffentlich aufzutreten. Meine Mutter erlebte noch den Triumph, den neu aufgehenden Stern glänzend gefeiert zu ſehen, dann ſtarb auch ſie, zu meinem tiefen Leidweſen, und ich war allein, ganz allein!

Es litt mich aus verſchiedenen Gründen nicht länger in dem ſchönen Lande meiner Geburt, ich nahm alsbald ein Engagement in Moskau an, dem kurze Zeit darauf eines in Petersburg folgte, dann ging ich mehrere Jahre nach Amerika, und jetzt ſehen Sie mich hier — hier in dieſem kleinen, ſtillen, weltabgeſchiedenen Fleckchen deutſcher Meeresküſte, wo ich mir Ruhe und Sammlung für die Zukunft zu erwerben hoffe. Das iſt meine

Lebensgeſchichte, Herr Profeſſor. Geſtehen Sie, daß ſie des Merkwürdigen nicht allzuviel bietet.“

Roderich fand nicht ſogleich eine Antwort. In der kurzen, wie abſichtlich kalt und farblos vorgetragenen Erzählung Adriennens, die er oft ſo feſſelnd und anmutsvoll in ihrer Redeweiſe gefunden hatte, ſchien ihm nicht alles ſo einfach und nüchtern zugegangen zu ſein, wie ſie es dargeſtellt. Ein leiſes Zucken der Oberlippe, ein kaum merkliches Vibrieren der Stimme, eine unruhige Bewegung der Hand hatte dann und wann einen Kommentar zu der Erzählung geliefert, der zu den ruhigen Worten nicht ſtimmen wollte, es war, als ſchlummere eine verborgene Glut unter der kalten Lava, die ein Wort, ein Gedanke zu entzünden imſtande ſei.

„Und Ihr Wohltäter,“ — fragte Roderich endlich, „jener ruſſiſche Baron, was iſt aus ihm geworden?“

Adrienne ſchrak heftig zuſammen, aus ihren Augen zuckte ein Blitz.

„Mein — Wohltäter?“ fragte ſie ſchneidend, jede Silbe ſcharf markierend. „Nun, er lebt herrlich und in Freuden auf ſeiner prächtigen Villa und hat vor

kurzem in seinem sechzigsten Jahre eine junge Sizilianerin von neunzehn Jahren geheiratet."

Der Professor atmete erleichtert auf, also ein alter Mann und verheiratet, und er hatte gefürchtet — nein, nein, es war nichts mit diesem bangen, unbestimmten Gefühl! Wie abbittend hefteten sich seine ernsten Augen auf das schöne Mädchen, dessen Mund schmerzlich zuckte, dessen Brust sich in zornigen Atemzügen hob; sicher war dieser russische Gönner ein Elender, der vielleicht ihrer Mutter ein schweres Unrecht zugefügt, aber zu ihr, zu Adrienne selbst konnte er unmöglich in irgend einer Beziehung stehen.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen unwissentlich weh getan," sagte er sanft, ihr die Rechte bietend.

O, noch oft, wie oft sah Roderich Norrmann später im Geist den unergründlichen, rätselvollen Blick, mit dem sie zu ihm hinüberschaute! O, wie oft, nach langen Jahren noch, erinnerte er sich des Gefühls, das jäh und heiß zu seinem Herzen strömte, als sich die weiche, schmiegsame Hand widerstandslos in seine starke Rechte legte. Es durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag, vor seinen Augen wallte es empor wie eine Wolke,

ſeine Seele weitete ſich, ſein Atem ſtockte. Das Glück iſt da! Du kannſt es faſſen, du hältſt es in deiner Hand! Ruhm und Erfolg verblaſſen zu Schatten — das Glück, das Glück iſt da!

Wußte Adrienne, was im Herzen des Mannes vorging, der ſich wortlos über ihre Hand neigte und ſeine heißen Lippen darauf ruhen ließ? Sie lächelte ihn an, als er endlich aufſah — noch durfte er ſein Glück nicht vorſchnell pflücken vom Baum des Lebens, er mußte ihm Zeit laſſen, zu reifen im Sonnenſchein ſeiner großen, allmächtigen Liebe!

Wie geſchwind verrannen die Stunden! Der Nachen flog dem Strande zu, raſch und unaufhaltſam. Roderich hatte Adrienne gebeten, in dem bevorſtehenden Konzert zu ſingen, den böſen Zungen zum Trotz, und ſie hatte lachend nachgegeben, „auf daß Sie nicht um meinetwillen leiden müſſen," hatte ſie, noch immer lachend, hinzugeſetzt. Jetzt ſtand ſie auf von ihrem weichen Ruheſitz und lehnte ſich dicht neben ihm über Bord, ihr wankendes Spiegelbild in den Wellen betrachtend.

„Sehen Sie nur, wie wunderlich die Züge durcheinander zu verzittern ſcheinen in immerwährender Be-

wegung. Und wie das Sonnengold darüber hinweghuſcht! Gefällt es Ihnen nicht?“

„Nein,“ ſagte Roderich, „ich liebe nicht das Verſchwommene, Verzitternde, auch bei Ihnen nicht. Klar und beſtimmt muß ich alles ſehen, was mich umgibt, ich kann nichts Schwankendes dulden in meinem Leben.“

Er ſprang ans Ufer und hob ſie aus dem Kahn; ſeine ſtarken Arme hielten die reizende Geſtalt einen Augenblick umfaßt, dann glitt ſie zu Boden. Feſt drückten ſich die ſpitzigen, kleinen Abſätze ihrer zierlichen Stiefelchen in den feuchten Uferſand, als ſie langſam vor ihm herging, während er den Fiſcher belohnte; eine ganze Kette der winzigen Fußſpuren zog ſich vor ihm her, er betrachtete ſie gedankenvoll, dann trat er ſeitwärts in den von der Sonne durchglühten, loſen Triebſand und holte ſie mit wenigen Schritten ein. — — —

„Wie angeſtrengt unſer Roderich arbeitet!“ ſagte Frau Alexe Dorn am Abend desſelben Tages zu Lariſſa. „Es hat bereits elf Uhr geſchlagen, und noch ſchreibt er. Ich ſpähte ſoeben durch das Schlüſſelloch. Er iſt ſo ſeltſam jetzt. Um zehn Uhr ſtürzt er plötzlich aus dem gemütlichſten Plauderſtündchen mit mir und Adele fort.

— er müſſe noch einmal ans Meer hinunter. Und richtig, er war auch dort geweſen, ich ſchlich mich ihm nach und ſah ihn am Strande vorbeigehen, mit aufmerkſamen Blicken auf den Boden ſpähend, als ſuche er etwas. Abends um zehn Uhr, — iſt es erhört? Auf meine ſpätere beiläufige Frage, ob er irgend etwas vermiſſe, — natürlich verriet ich nicht, daß ich ihm gefolgt war — antwortete er faſt ärgerlich, er habe nichts verloren. Jetzt ſchreibt er eifrig, um die verſäumte Arbeit nachzuholen. Ja, dieſe Gelehrten!“

Wenn die ſcharfſinnige Witwe gewußt hätte, was der „Gelehrte“ augenblicklich ſchrieb! Es waren Verſe, die alte Gewohnheit ſeiner früheren Jugend wurde mit Macht in ihm lebendig. Die Feder flog über das Papier, ſo haſtig, als könne ſie kaum den Gedanken folgen.

Die männlichen wie die weiblichen Badegäſte von Cranz waren in erregter, hochgeſpannter Stimmung: am Abend des heutigen Tages ſollte das berühmte Wohltätigkeitskonzert ſtattfinden, und der Stern, das Meteor, der Magnet, mit einem Wort, Adrienne York, hatte noch in der letzten Stunde ihre Mitwirkung zugeſagt. Herr Agathon Schnabel hatte nicht verfehlt,

einem Dutzend seiner intimsten Freunde diese überraschende Glücksbotschaft „unter dem Siegel der Verschwiegenheit“ mitzuteilen, und wie ein Lauffeuer hatte sich alsbald die interessante Neuigkeit durch ganz Cranz verbreitet. Die Herren waren froh, das „entzückende Weib“ endlich einmal mit Muße einer genauen Musterung unterwerfen zu können, die Damen waren neugierig, zu sehen, ob diese vielgepriesene Schönheit auch vor dem kritischen Blick ihrer gerechten und neidlosen Beobachtung bestehen werde — kurz, jedermann wollte hingehen, die Billets verschwanden, trotz der in aller Eile noch erhöhten Preise, reißend schnell, Herr Agathon Schnabel schwamm in einem Meer von Seligkeit, und die Aussichten der unglücklichen hinterbliebenen Witwen, im Durchschnitt je fünf Kinder, besserten sich mit jeder Stunde. Es hatte sich herausgestellt, daß ein vorzüglicher Pianist aus Königsberg, der sich vorher durchaus nicht hatte finden lassen, in Cranz verweilte, er tauchte plötzlich vor den erstaunten Augen des Vergnügungskomitees auf und bot bereitwilligst seine Klavierbegleitung, sowie einige Einzelvorträge Chopinscher und Schumannscher Kompositionen auf

dem Pianino an. Der Wirt des Hotels, der über ein ziemlich mangelhaftes Klavier verfügte, erzählte freudeſtrahlend, daß das gnädige Fräulein ihren eigenen herrlichen Konzertflügel hergeben wollte, mit einem Wort, die ganze Sache machte ſich jetzt prächtig. Alles fügte ſich ſo gut, daß Herr Agathon Schnabel ſich zuweilen beſinnen mußte, ob er nicht träume. Die berühmte Sängerin hatte ihn zweimal mit ſo viel Huld und Güte empfangen, ſo höflich behandelt, ſüß angelächelt, daß in dem empfindſamen Buſen des Hauptmanns ein Gefühl, welches bisher in verborgener Tiefe geſchlummert, zur lichten Flamme angefacht worden war. Er ſtudierte lange und mit ſorgfältig prüfendem Blick ſein Bild im Spiegel, wobei ſeine Miene immer zufriedener wurde; er beſchloß, die Uniform mit ſämtlichen Orden anzulegen und überdachte genau den Stand ſeiner Finanzen, die ſich in keiner ſchlechten Verfaſſung befanden.

„Mache mich ſchön zu heute abend, Madeleine“, ſagte Adrienne York zu der hinter ihr ſtehenden Zofe, die das dichte Haar zu dem einfachen Knoten zuſammenſchlang, welcher auch bei feſtlichen Gelegenheiten die Friſur der Sängerin bildete. Eine ſüß duftende weiße, Narziſſe lag

wie ein bleicher Stern in dem nachtſchwarzen Haar, gleiche Blumen ſchmückten das ſchwere, blaßblaue Atlaskleid, das Madeleine ſorgfältig auf Stühlen ausgebreitet hatte. Die kleine Franzöſin lächelte überlegen zu der Aufforderung ihrer Herrin.

„Das gnädige Fräulein weiß wohl ſelbſt am beſten, wie ſchön ſie iſt, und daß ein ſolches Geſicht, eine ſolche Geſtalt keiner einzigen von all' den nachhelfenden Künſten bedarf, die ich bei andern früher ſo oft anwenden mußte."

Adrienne blickte nachdenklich in den Spiegel.

„Es gibt aber Erſcheinungen, die ſich im einfachen Hausanzug weit vorteilhafter präſentieren, als im eleganten Geſellſchaftskoſtüm; vielleicht gehöre ich zu ihnen, und das wäre mir unangenehm — für heute gerade —"

Wieder lächelte Madeleine überlegen.

„Und gerade heute werden das gnädige Fräulein wunderſchön ausſehen. Die friſchen, weißen Blumen auf dem zartblauen, ſchweren Stoff werden ſich prächtig abheben, das Kleid ſitzt tadellos — und zu dieſem kleidſamen Anzug die unvergleichlich ſchönen Augen der Herrin, die heute einen ſo eigenen, ſanften Schimmer ausſtrahlen —"

„Du kleine Schmeichlerin!“ Um die Lippen der Sängerin bebte ein glückliches Lächeln. „Laſſen wir jetzt das Schwatzen — kommen wir zur Sache.“

Eine Etage tiefer ſtand unterdeſſen Adele Dorn in ihrem Stübchen und wandte ſich mit unmutiger Miene vom Spiegel weg zu Roſinen.

„Ich weiß nicht, was das heute mit mir iſt. Als ich das Kleid neu von der Schneiderin erhielt, kurz vor meiner Abreiſe hierher, fand ich es ganz reizend, und jetzt will es mir gar nicht recht gefallen; auch die Blumen ſitzen ſchlecht, die Locken hängen ſo ungraziös herunter, — und gerade heute wollte ich ſo gern recht hübſch ausſehen.“

„Na, dann können Sie ſich nur beruhigen“, tröſtete Roſine ihren Liebling. Das junge Mädchen ſah in der Tat in dem luftigen, mit bunten Blumenſträußchen überſäeten Kleid friſch und lieblich aus, wie ein Maimorgen; das goldige Gelock wallte anmutig herab, und die Füßchen, die in hellen Stiefeletten unter dem Saum des Kleides hervorſahen, waren das Niedlichſte, was man ſehen konnte. „Die Menſchen werden ſich alle nach Ihnen umſehen“, ſetzte die Alte ſtolz hinzu.

„Die Menſchen! Als ob die mich jemals kümmerten! Nein, für die möchte ich gar nicht hübſch ausſehen, — das wäre mein geringſter Kummer.“

„Alſo nicht um der Menſchen willen!“ rief Roſine in hellem Erſtaunen. „Fräulein Adelchen macht ſich am Ende nur für einen ſo ſchön!“

„Aber, Roſine!“ Eine helle Röte ſchoß in Adelens Geſicht, ſehr gegen ihren Willen, aber das rebelliſche Blut ließ ſich nun einmal nicht meiſtern. Um ihre Verwirrung zu verbergen, huſchte ſie raſch aus dem Gemach hinüber in das Wohnzimmer der Tanten, die ſich ebenfalls zu dem Konzert umkleideten. Von den drei Damen war keine zu ſehen, aber Roderich ſtand im ſchwarzen Frack am Fenſter und ſah gedankenvoll auf die von Spaziergängern belebte Straße hinab.

„Sieh da, Adele!“ wandte er ſich jetzt lebhaft um. „Wie hübſch und frühlingsfriſch du ausſiehſt — es iſt eine wahre Herzensfreude! Komm' doch näher, Kleine, damit ich dich mit Muße bewundern kann.“

Er faßte ſie bei der Hand und zog ſie näher zu ſich. Sie ſah mit ihrem kinderhaften Lächeln zu ihm auf.

„Aber du, Roderich, du biſt heute Zoll für Zoll der

berühmte Profeſſor der Archäologie, ſo ſtattlich und ſo vornehm! Ich werde unter den vielen Menſchen recht mit Stolz auf meinen gelehrten Onkel ſehen.“

Roderich runzelte leicht die Stirne.

„Habe ich wirklich ein ſo ehrwürdiges, reſpekteinflößendes Äußere, daß dir kein anderer Titel für mich einfallen will, Adele? Ich fühle mich keineswegs ſo alt.“

„Ach, du wirſt mir doch nicht böſe?“ unterbrach ſie ihn erſchrocken. „Ich hab' dich ja nicht ärgern wollen. Laß ſehen, ja! Am liebſten würde ich dich meinen Bruder nennen, ich wünſchte mir ſtets einen und dachte ihn mir gerade wie dich, viel älter als ich, und ſehr klug und verſtändig und dabei doch recht freundlich und gut.“

„Und ich malte mir oft früher aus, wie ſchön es wäre, wenn ich ein kleines Schweſterchen hätte, keine ältere, die mich erzog und tadelte und ſchalt, nein, ein kleines, ſonniges Mädchen wünſchte ich mir, mit dem ich auch einmal ſpielen und tändeln könnte, an deſſen hellem Lachen ich mich erfriſchen würde — nun, das Schickſal hat mir dieſen Wunſch verſagt.“

„Doch nicht verſagt!“ rief Adele raſch. „Wie wäre es, wenn du mich zu deinem erſehnten Schweſterchen, ich dich zu meinem gewünſchten Bruder machte? Kennſt du nicht das reizende Gedichtchen von Paul Heyſe über eine ſo recht warme, herzliche Geſchwiſterliebe? Nicht? Nun, ich glaube, ich kann es auswendig, — wart' ein Weilchen.“

Sie drückte raſch die Hände vor die Augen, wie ein Kind, das ſich beſinnen will; nach einer kurzen Pauſe ließ ſie ſie herabſinken und ſagte triumphierend: „Ich weiß es noch!“

„Ein Bruder und ein' Schweſter,
Nichts Schön'res kennt die Welt,
Kein Goldkettlein hält feſter,
Als eins am andern hält.
Verliebte oft ſich ſcheiden,
Denn Untreu iſt im Schwang,
Geſchwiſter in Freud und Leiden,
Sie halten ſich lebelang!“

Sie hielt einen Augenblick inne und ſah erwartungsvoll zu ihm auf, um, als er freundlich nickte und ihr winkte, fortzufahren, weiter zu ſprechen:

„So feſt wie je zuſammen
Der Mond mit der Erde geht,
Ein Sternlein in lichten Flammen
Ganz nah' bei dem andern ſteht."

Wieder zögerte ſie einen kurzen Augenblick, dann ſchüttelte ſie, wie unwillig über ſich ſelbſt, ihr goldenes Gelock zurück und vollendete:

„Die Engel in hehrem Reigen
Frohlocken zu jeder Stund,
Wenn Schweſter und Bruder ſich neigen
Und küſſen ſich auf den Mund!"

„Und küſſen ſich auf den Mund!" wiederholte Roderich mit herzlicher Betonung. Er bog ſich zu dem lieblichen Mädchen nieder, legte leicht ſeine Rechte auf das krauſe Haar und drückte einen herzhaften Kuß auf ihre friſchen Lippen, den ſie ebenſo erwiderte.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Türe, und in ſchwere, dunkelbraune Seidenroben gehüllt, erſchienen die impoſanten Geſtalten der Schweſtern Alexe und Lariſſa auf der Schwelle.

Adele fuhr mit einem leiſen Schreckensruf zurück, der Profeſſor aber ließ unbefangen ſeine Hand auf ihrem Haar ruhen und ſagte innig:

„So wollen wir es halten, mein liebes, neugewonnenes Schweſterchen!“

„Noch nicht, Lariſſa!“ raunte die Witwe ihrem Echo zu, welches, die dürren Hände wie zum Segen erhoben, auf die Beiden zuſchritt.

„Noch ſind wir nicht ganz am Ziel, aber es wird kommen, es wird kommen, — ich weiß es jetzt ganz gewiß.“ — — —

In hellem Lichterglanz ſtrahlte der große Saal des Gaſthofes, unaufhörlich ſtrömten die Zuhörer in Scharen herbei, zur unendlichen Genugtuung Herrn Agathon Schnabels, der in glänzender, ordengeſchmückter Uniform, Haar und Bart tadellos friſiert, den Helm unter dem Arm haltend, in der Nähe der weitgeöffneten Flügeltüren auf- und abſchwebte. Drüben, wo ſich jenſeits des erhöhten Podiums eine ſchmale Tür befand, hatte der umſichtige Vorſtand des Vergnügungskomitees den gewandten Eduard poſtiert, damit er ihm ein Zeichen gebe, ſobald Fräulein York, der Stern des Abends, in dem kleinen Zimmer erſcheinen würde; alsdann wollte er eilig hinüberfliegen, um der Angebeteten ſeine Ehrfurcht zu Füßen zu legen.

Jetzt hob der Jüngling die Hand, — das verabredete Zeichen, — und wie auf Fittichen des Windes flog der Hauptmann, hin und wieder mit einem gemurmelten „Pardon, meine Damen!“ die Menge zerteilend, durch den Saal.

Da ſtand ſie in dem kleinen, dunkel tapezierten Stübchen, das durch eine einzige Lampe nur matt erleuchtet war, wie eine Lichterſcheinung. Sie war ſo wunderbar ſchön, daß dem Hauptmann das Wort auf der Lippe erſtarb. Als ſie, auf das herrliche, ſpitzenumrandete Bouquet von Narziſſen und zartblauen Winden deutend — Madeleine hatte die Farben ihres Anzuges verraten — dem Vorſtand des Vergnügungskomitees ein paar verbindliche Dankesworte ſagte und die Spitzen ihrer behandſchuhten Finger einen Augenblick in ſeine zaghaft ausgeſtreckte Rechte legt, da preßte der Glückliche ſeine bärtigen Lippen auf die beneidenswerte Hülle und fühlte ſich reichlich entſchädigt für alle die Plage, die er bisher wegen dieſes Konzertes ausgeſtanden hatte.

Als Adrienne eine halbe Stunde ſpäter, nachdem ein Stück des geigenſpielenden Jünglings ziemlich ſpurlos am Publikum vorübergegangen war, am Arm des ver-

klärt lächelnden Hauptmanns auf dem Podium erſchien, brauſte ihr ein wahrer Beifallsſturm entgegen. Jugend und Schönheit haben es immer leicht, der großen Menge gegenüber; man wußte noch nicht, was die Sängerin leiſtete, aber eine ſolche Erſcheinung verdiente entſchieden eine Huldigung, man nahm Lorgnetten und Operngläſer vor, man ziſchelte und kritiſierte, es war ein förmlicher Aufruhr.

Adrienne verbeugte ſich mit leiſem Lächeln, ihre Augen gingen über die unruhig bewegte Menge hin, ſcheinbar abſichtslos; dann wurde das höfliche, gewohnheitsmäßige Lächeln der an Triumphe aller Art Gewöhnten weich und empfindungsvoll, — ſie hatte gefunden, was ſie ſuchte.

Dort in der dritten Reihe neben den drei verblühten, in braune Seide gehüllten Damen ſaß Profeſſor Norrmann. „Unter hundert Masken ein Geſicht!“ dachte Adrienne, der jedes Antlitz neben dieſem bedeutenden Kopf leer und ausdruckslos erſchien. Die reizende Kleine mit den goldigen Locken war alſo ſeine Nichte, die Sängerin hatte ſie nur zuweilen flüchtig vorüberſtreifen geſehen und erkannte ſie hauptſächlich an dem herrlichen Haar wieder.

Welch liebliches, unſchuldiges Geſicht! Aus den jungen, frohen Augen lachte eine taufriſche Kindernatur, und die roten Lippen, die bei jedem Wort, das ſie ſprach, die blitzenden, weißen Zähne ſehen ließen, umſpielte ein ſchelmiſcher Zug, der dem runden Geſichtchen allerliebſt ſtand.

Vertraulich legte ſie ihre Hand auf Roderichs Arm und flüſterte ihm eine Bemerkung zu, um gleich darauf blitzſchnell den Lockenkopf zu wenden und einen jungen Mann, der ſoeben an ihrer rechten Seite Platz nahm, mit einem raſchen Erröten und einem leiſen, ſchüchternen Händedruck zu begrüßen.

Schweſter Alexe und Schweſter Lariſſa ſaßen mit geteilten Empfindungen da, ein entſchiedener Ärger über die Sängerin, die ihnen und ihren gerechten Wünſchen gegenüber den Sieg behauptet, kämpfte gegen die bedingungsloſe Unterordnung ihrer Anſichten unter diejenigen ihres vergötterten Bruders, und dieſer ſtand mit Adrienne in intimem Verkehr, ſchätzte ſie hoch, ſuchte ihre Geſellſchaft und war entzückt von ihrem Geſang.

Frau Dorn fixierte die ſchöne Erſcheinung im blauen Atlaskleide mit zurückgeworfenem Kopf und ungewiß.

zuſammengekniffenen Augen, wie ein Kunſtkenner ein neues Kunſtwerk, aus dem er noch nichts Rechtes zu machen weiß. Leopoldine aber, die unbeachtet daneben ſaß, warf nur einen Blick auf Adrienne und einen auf ihren Bruder und lehnte ſich dann mit einem unterdrückten Seufzer in ihren Stuhl zurück.

Die Liedervorträge, welche nun folgten, waren allerdings von ſo fremdartiger Schönheit umfloſſen, wie ſie wohl ſchwerlich ein Einzelner dieſer zuſammengewürfelten Badegeſellſchaft je gekoſtet. Klar und goldhell drangen die Töne in Ohr und Herz der entzückten Hörer, rieſelten Trillerkaskaden melodiſch nieder, ſtiegen einzelne ſchwindelnd hohen Töne in ſtrahlender Schöne wie glänzende Leuchtkugeln empor. Und dann, als das Staunen und die Begeiſterung den höchſten Grad erreicht, unterbrach ein neues Vorſpiel die Beifallsſalven; und ein einfaches deutſches Lied folgte, gefühlsinnig und ſeelenvoll, wie Nachtigallenſchlag, und es tauchte die Herzen in tiefe, namenloſe Sehnſucht, die mit leiſe vibrierenden Klängen erſtarb. Dann ein ruſſiſches Volkslied voll wilder Schwermut, voll tragiſcher Leidenſchaft, in langgezogenen, dämoniſch packenden Tönen,

und über all' dem Sangeszauber ſchwebten traumhaft und geheimnisvoll die dunklen Wunderaugen, die von den verborgenen Tiefen der Seele zu erzählen wußten, welche für jede Empfindung, jedes Gefühl unnachahmlichen Ausdruck fand.

Adele wiſchte ſich die hellen Tränen aus den Augen, und auch in Leopoldinens Wimpern hingen warme Zähren; Felix Maiwaldt blickte mit inniger Teilnahme auf ſeine gerührte, junge Nachbarin, während der entfeſſelte Beifall ſie umtobte wie Meeresbrauſen. Agathon Schnabel ſtand hinter der Sängerin mit gekrümmtem Arm bereit, mit Augen, die in ſo ſtolzem Triumph leuchteten, als ſei er zum mindeſten der Geſanglehrer der Dame geweſen.

Die übrigen Vorträge, die nun noch folgten, erfreuten ſich nur einer ſehr kühlen Aufnahme von ſeiten des Publikums; nur der junge Pianiſt, der wirklich Gediegenes leiſtete und durch ſeine Liederbegleitung in einen gewiſſen Zuſammenhang mit Adrienne gekommen war, errang noch einen Achtungserfolg. Im übrigen vereinigte ſich die Aufmerkſamkeit ſämtlicher Anweſenden auf den Platz zur Seite des Podiums, wo auf einem

eilig herbeigeſchafften Stuhl die Heldin des Abends ſaß, in einen großen, weißſeidenen Burnus gehüllt, von einem Kreis befliſſener Sklaven umgeben, den Hauptmann als dienſttuenden Kammerherrn hinter ſich. Roderich Norrmann hätte ihn mit einer einzigen Handbewegung wie Spreu hinwegfegen mögen, den ganzen zudringlichen Troß, der das ſchöne Mädchen umſchwärmte. Sein Herz brannte und loderte in verzehrender Leidenſchaft, er mußte ſie ſehen, ſie ſprechen, ihr nahe ſein, er allein mit ihr, fern von allem Lärm und Geſchwätz, wie damals, als das blaue Meer zu ihren Füßen murmelte, als Wind und Welle außer ihm die einzigen waren, die das Bild ihrer Schönheit in ſich tranken.

Leopoldine hatte ſanft ſeinen Arm berührt und ihn zum Aufbruch gemahnt; in den Türen des Saales ſtaute ſich die hinausſtrömende Menſchenmenge. Adrienne ſaß noch immer, nachläſſig zurückgelehnt, auf ihrem Platz, mit müdem Lächeln die überſchwänglichen Lobſprüche beantwortend; jetzt ſah ſie Roderich mitten unter den andern; ein faſt unmerkliches Zucken ihrer langen Wimpern, und im Nu war er an ihrer Seite.

„Ich bin nicht ganz wohl, meine Herren," ſagte die

Sängerin aufſtehend, mit einer verabſchiedenden Handbewegung. „Herr Profeſſor Norrmann, mein Nachbar, wird die Güte haben, draußen im Garten in der lauen Nachtluft ein wenig mit mir auf- und niederzugehen. Felicis sima notte allerſeits, wie wir bei uns daheim ſagen.“

Sie legte ihre Hand auf Roderichs dargebotenen Arm und wickelte ſich feſt in ihren weißen Burnus, während alles nach beiden Seiten auseinanderwich, dem hinausſchreitenden Paar bereitwillig Platz machend.

Nun ſchritt er mit ihr auf dem leiſe kniſternden Kies der verſchlungenen Wege im Garten; er hatte ſich nicht nach ſeinen Schweſtern, nicht nach Adele umgeſehen, er hatte überhaupt nicht an ſie gedacht; wo waren jetzt ſeine Gedanken? Einen flüchtigen Blick warf er empor zum prächtig geſtirnten Himmel, dann faßte er die Hand, die auf ſeinem Arm ruhte, mit ſeiner Linken feſter und drückte ſie an ſein klopfendes Herz; die weiche Hand aber blieb regungslos und widerſtandslos in der ſeinigen liegen, wie damals, als ſie im Nachen auf das Meer hinausgefahren.

„Nun?“ fragte ſie plötzlich, den Kopf leicht zurück-

biegend, um ihm ins Geſicht ſehen zu können, „ſind Sie zufrieden mit mir, mit meinem Geſang, meine ich?“

„Sie ſind glücklich, Adrienne,“ antwortete er mit gedämpfter Stimme, durch welche er ſelbſt die ſtürmiſchen Herzſchläge zu hören meinte; „was Ihr Inneres erfüllt und bewegt, Sie jubeln und klagen, Sie grollen und weinen es in Tönen aus, in ſo ſüßen, herzbezwingenden, wie ich ſie heute gehört. Wem aber, wie mir, der Töne allgewaltige Sprache verſagt iſt, — wie redet der von dem, was ſeine Seele erſchüttert?“

Er beugte ſich tief zu ihr nieder und ſtand ſtill, ſeine dunkeln Augen ſprachen mit grenzenloſer Zärtlichkeit zu den ihren, die unverwandt emporblickten.

„Er bedarf des Geſanges nicht, — er wird verſtanden,“ antwortete ſie leiſe.

Roderich fragte nicht weiter; jenes namenloſe, glühende Verlangen nach Glück, das er in der erſten Nacht nach ſeiner Ankunft im Traum gefühlt, ſtrömte wieder durch ſeine Seele, mit beiden Armen umfaßte er die ſchöne, ſchmiegſame Geſtalt und zog ſie an ſich, ein berauſchend ſüßer Narziſſenduft ſtrömte ihm entgegen, und die verſchwiegenen Sterne, die unwandel-

baren, ſahen, wie er ſeine Lippen in das ſeidenweiche Haar preßte, das an ſeiner Bruſt ruhte. Nun halte dein Glück feſt, Roderich Norrmann, das heißerſehnte, nun trotze, ringe es jedem Schickſal ab, das es dir entreißen möchte!

„Man kommt!“ Sie flüſterte es haſtig und entwand ſich ſeinen Armen, als mehrere dunkle Geſtalten, denen eine kleinere, helle folgte, um die hohe Taxuswand bogen, hinter welcher das Paar ſtand.

„Da biſt du ja, Roderich!“ rief Frau Alexe Dorn, auf den Flügeln ſchweſterlicher Liebe näher eilend. „Du warſt ſo raſch verſchwunden. Mein Fräulein,“ — ſie verbeugte ſich zeremoniell vor Adrienne — „ich hoffe, Sie erinnern ſich meiner noch. Ihr Geſang hat auch mich heute ſehr angeſprochen, doch haben Sie zweifelsohne bereits ſo viele Komplimente gehört, daß die meinen ſchwerlich in Betracht kämen. Sie geſtatten, daß ich Sie mit meinen Schweſtern bekannt mache — meine Nichte, Fräulein Adele Dorn, — Herr Doktor Maiwaldt, ein vertrauter Freund unſeres Hauſes.“

Adrienne verbeugte ſich graziös, Roderich hatte ſich abgewendet und ſah unverwandt in die dunkle Taxus-

wand hinein; er fürchtete, dem ſcharfen Auge ſeiner älteren Schweſter könne die Erregung, die in ſeinen Zügen arbeitete, unmöglich entgehen, dabei ſehnte er ſich leidenſchaftlich nach einem beſtätigenden Wort, einem verſtändnisvollen Blick Adriennens, und es war ihm unfaßlich, wie raſch und leicht ſie eine Konverſation mit ſeinen Schweſtern und Adele angeknüpft hatte.

„Sicher ſind Sie ſehr ermüdet", ſagte Adele, während man gemeinſam, zu des Profeſſors Qual, gemächlichen Schrittes dem Gaſthofe zuſchlenderte. „Ein ſolcher Konzertabend iſt ohne Zweifel angreifend."

„Für mich nicht", lächelte die Sängerin. „Ich habe Nerven wie von Stahl, ich hege ſogar die Abſicht, daheim noch ein wenig zu ſingen, da Herr Profeſſor Norrmann mir wiederholt die Verſicherung gegeben hat, daß es ihn nicht im mindeſten ſtört."

„Durchaus nicht", ſagte Roderich lebhaft; er begriff ſie ſofort: ſie wollte ihm die Antwort nicht ſchuldig bleiben.

Frau Alexe lächelte etwas ſäuerlich.

„Es wundert mich, daß Sie ſo ſpät noch die Luſt zum Muſizieren anwandelt", erwiderte ſie ſpitz, „doch

gehen unſere Geſchmacksrichtungen ſehr wahrſcheinlich weit auseinander. Sie lieben moderne Muſik, ich ziehe die klaſſiſche vor.“

Über Roderichs Geſicht flog ein ſarkaſtiſches Lächeln. Frau Alexe Dorn verſtand ungefähr ſo viel von klaſſiſcher Muſik, wie Fräulein Adele Dorn von Archäologie.

„Sie verkennen mich. Ich bin nicht ganz ſo einſeitig“, verſetzte die Künſtlerin verbindlich. „Auch die Klaſſiker werden von mir gepflegt und geſchätzt. Wollten Sie ſich die Mühe nehmen, heute noch meinem Geſang zu lauſchen, ſo würden Sie meinen Ausſpruch beſtätigt finden, denn ich beabſichtige, den alten Vater Bach wieder einmal zu kultivieren.“

Die kleine Geſellſchaft hatte den Gaſthof erreicht und erſtieg die Stufen der Vorhalle; einen Augenblick lag Adriennens Hand leicht in der Roderichs, dann ſtieg ſie die Treppe empor, während er ſich, unter dem Vorwande, noch arbeiten zu müſſen, raſch von den Seinen verabſchiedete. Als er Adele die Hand reichte, fiel es ihm auf, wie herzhaft, kräftig und zuverläſſig die zierliche Kinderhand den Druck der ſeinen erwiderte. Er dachte, wie widerſtandslos und paſſiv die ſchöne Hand Adriennens

geweſen und ob das eine Bedeutung haben könne; unwillig über ſich ſelbſt den Kopf ſchüttelnd, ging er in ſein Zimmer, ſchob den Riegel vor, warf ſich in den großen Lehnſtuhl und horchte.

Lange Zeit blieb über ihm alles ſtumm, der Profeſſor hörte nur ſeine eigenen haſtigen Atemzüge, — aber jetzt!

Ein kunſtvolles Vorſpiel wunderbar verſchlungener Tonarabesken begann, dann kam ihre Stimme dazu, die ſüße, geliebte, und er hörte und unterſchied deutlich Wort für Wort:

„Willſt du dein Herz mir ſchenken,
So fang' es heimlich an,
Daß unſer Beider Denken
Niemand erraten kann.
Die Liebe muß bei Beiden
Allzeit verſchwiegen ſein,
Drum ſchließ die größten Freuden
In deinem Herzen ein!"

Der geniale Leipziger Kantor, der dieſes Lied vor mehr als einem Jahrhundert gedichtet und komponiert hatte, er wurde auch heute noch gewürdigt und wohl verſtanden; regungslos, mit weit offenen Augen, lauſchte Roderich Norrmann, als es nun verklang:

„Du mußt den Spruch bedenken,
Den ich vorher getan,
Willſt du dein Herz mir ſchenken,
So fang es heimlich an!“

* * *

In ihrem freundlichen Stübchen ſaß einige Tage ſpäter Adele Dorn am runden Sofatiſch und ſchrieb eifrig in ihrem Tagebuch. Es mußten wichtige Ereigniſſe ſein, die ſie zu verzeichnen hatte, denn ihr kleines Geſicht glühte roſenrot, und die Bewegung, mit welcher ſie von Zeit zu Zeit eine ihrer langen Locken, die hartnäckig immer wieder auf das Papier herabfiel, zurückwarf, war voll offenbarer Ungeduld.

„Nein, nein, es kann nicht ſein, es darf nicht, ſoll nicht! Ich will es auch nicht glauben, und wenn es mir die ganze Welt entgegenſchreit! Ach Gott, ach Gott, wenn es nun aber doch wäre! Ich muß mir die ganze Szene noch einmal vergegenwärtigen, noch einmal zurückrufen! Alſo ich ſitze heute früh ahnungslos im Wohnzimmer mit einer Handarbeit, ich hatte mir mein blaues Kleid angezogen, — denn Dr. Maiwaldt wollte von uns Abſchied nehmen, er fährt auf mehrere Tage nach Königs-

berg, und das blaue Kleid ſteht mir am beſten, wie alle hier behaupten, — mit einer Handarbeit, ganz allein, Roderich war ausgegangen, von den andern ließ ſich auch niemand blicken. Ich dachte an alles Mögliche; da öffnet ſich plötzlich leiſe die Türe, Tante Alexe guckt herein, ſieht ſich vorſichtig um und legt den Finger auf den Mund, ſchlüpft behutſam ins Zimmer und ſetzt ſich neben mich, alles, ohne ein einziges Wort zu ſprechen. Mir wurde etwas unheimlich, aber das war noch gar nichts gegen das, was nun kommen ſollte. Zuerſt ſchloß ſie mich ſtumm in die Arme, küßte mich und flüſterte unter Tränen: „Du glückliches, gebenedeites Kind! Ich gönne ihn dir, ich gönne dir das überſchwengliche Glück! Laß dich ſegnen!“

Natürlich war ich ſtarr vor Erſtaunen; ich habe mich hier in Cranz, trotzdem ja alle ſo gut gegen mich ſind, noch gar nicht ſehr glücklich gefühlt, eher das Gegenteil, obgleich ich nicht recht ſagen könnte, weshalb, — und nun plötzlich bin ich gebenedeit und ſoll mich ſegnen laſſen! „Tante“, ſagte ich ganz erſchrocken, „ach Gott, Tante, was iſt denn geſchehen? Was habe ich getan?“

„Was du getan haſt?“ rief ſie, ohne mich loszulaſſen. „Etwas Großes, etwas Herrliches haſt du vollbracht! Du haſt das Herz eines edlen, vorzüglichen, bedeutenden Mannes gewonnen, ich ahnte es lange ſchon, — jetzt endlich iſt mir die ſchöne Gewißheit geworden! Er liebt dich, er liebt dich!“

Ich glaube wahrhaftig, mein Herz ſtand ſtill in dem Augenblick, ich dachte — ich ärgere mich jetzt ganz entſetzlich über mich ſelbſt, daß mir ein ſo dummer, ſo einfältiger Gedanke kam, zu einfältig, als daß ich ihn niederſchreiben könnte — dann raffte ich mich auf und fragte haſtig: „Wer liebt mich? Um Gotteswillen, wer?“

„Du fragſt noch?“ gab ſie zurück. „Wen anders könnte ich meinen, als Roderich!“

Handarbeit, Nadeldoſe, Fingerhut, Schere, Arbeitstäſchchen, alles fiel im Nu zur Erde, — da lag es! Ein Wunder iſt es, daß ich mich nicht daneben legte, ſondern glücklich auf meinem Stuhl ſitzen blieb! Roderich! Ich glaube, nie in meinem Leben habe ich ein ſo dummes, verdutztes Geſicht gemacht, als in dem Augenblick: „Tante, Tante, das iſt ja nicht möglich!“

„Du gutes, beſcheidenes Kind!“ Wieder ein Hagel von Küſſen. „Doch, doch! Lerne es glauben, verſuche, es zu faſſen! Kannſt du es leugnen, daß mein Bruder in den letzten Wochen auffallend verändert iſt, bald wortkarg und ſchwermütig, bald überſprudelnd von Frohſinn und Heiterkeit?“

Sie hatte recht, ja, Roderich war jetzt immer ſehr komiſch in ſeinem Weſen; komiſch iſt nicht das richtige Wort dafür, aber ich finde im Augenblick kein anderes. Und in den letzten paar Tagen nach dem Konzert war vollends nicht klug aus ihm zu werden: jetzt finſter, wie eine Wetterwolke, dann verklärt, liebenswürdig wie ein Sonnenſtrahl; aber ich als Urſache — nein und tauſendmal nein!

„Tante, ich dachte, er liebte die Sängerin!“ fuhr es mir heraus, aber damit kam ich ſchön an! Was ſteckt doch für ein entſetzlicher Hochmut in dieſer Tante Alexe!

„Die Theaterprinzeſſin?“ fragte ſie ſo verächtlich, als ob dieſes Engelsbild nicht wert wäre, ihre Schuhe zu putzen. „Nein, gottlob, da kenne ich meines Bruders Geſchmack beſſer! Nie würde er ſich ſo tief erniedrigen,

ſo weit vergeſſen! Ein Sohn aus ehrbarem Hauſe, in ſtrengen, moraliſchen Grundſätzen, unter meiner Obhut aufgewachſen, kann nie ſo tief ſinken! Schön iſt das Weib, ſchön, wie die Sünde! Aber wäre ſie es noch tauſendmal mehr, für ihn wäre dies keine Gefahr. Verbanne dieſen kindiſchen Gedanken, den ich mit deiner großen Jugend entſchuldigen will. Und wenn ſie, um dieſen herrlichen Mann zu gewinnen, all' ihre Ränke, all' ihre Verführungskünſte zu Hilfe nähme, ſie würden an ſeinem Stolz elendiglich ſcheitern! Dein iſt ſein Herz, ganz und gar! Da ſieh, da lies!"

Sie zog aus ihrer Taſche einen kleinen, zerknitterten Zettel und hielt ihn mir hin — er war von Roderichs Hand geſchrieben, es war ein Gedicht, ſie hatte es auf ſeinem Schreibtiſch gefunden. Ich habe es natürlich von einmaligem Leſen nicht auswendig behalten, es handelte von Fußſpuren im feuchten Sand, und daran war der Wunſch geknüpft, vereint durchs Leben zu gehen; ſo ungefähr war es, es ſchien ſehr hübſch zu ſein, dazwiſchen hatte er oft mit der Feder ein A gekritzelt. Die Tante ſah mich mit herausforderndem Triumph an, aber ich war durchaus noch nicht überzeugt! Wann war

ich denn mit ihm zuſammen im feuchten Sand gegangen? Ich konnte mich garnicht darauf beſinnen, ich weiß nur, daß wir manchmal nachmittags am Meer waren, aber in dem loſen, heißen Sand, da finde doch Einer eine Fußſpur! Und dann das große A! Nun ja, ich heiße freilich Adele, aber die Sängerin heißt Adrienne — wer ſagt, wer gemeint iſt? Ich fühle mich nicht ein bischen getroffen durch das Gedicht, ganz und gar nicht! Welche Idee auch, Roderich und ich! Ich verſuchte das der Tante auseinander zu ſetzen, aber umſonſt. Sie bewies mir, daß die Liebe des Herzens mit dem Verſtand nicht das Geringſte zu tun habe, und da hat ſie recht, ich finde das auch. Daß Roderich mich vom erſten Tag geliebt habe, — ja, wie ſeine kleine Schweſter! Daß er ein unglücklicher Menſch wäre, wenn ich ihn nicht wieder liebte, — was ich mir innerlich zu bezweifeln erlaubte! — und daß gerade eine heitere, friſche Natur, wie die meine, für ſeinen ernſten, tiefen Charakter am beſten paſſe! Sie wiſſe ganz beſtimmt, daß er mich und keine andere liebe, und ſie ſei gekommen, nun ſie über ſeine Gefühle Gewißheit habe, um mich über den Zuſtand meines Herzens auszuforſchen! Den Zuſtand meines

Herzens! Ach du lieber Gott! Ich werde ſelbſt nicht klug daraus, — wie wollte ſie das alſo anfangen? Sie begann nun mich zu fragen — es war zum Todſchämen! Ob ich Roderich nicht ſehr klug, ſehr bedeutend fände? Lieber Himmel! Gewiß tue ich das, ich glaube nur nicht, daß ihm meine Meinung über ſeine Klugheit von beſonderer Wichtigkeit iſt! Ob er nicht ein ſchöner Mann wäre! Auch das mußte ich zugeben, jetzt zumal, da ſeine Augen zuweilen einen ſo weichen, zärtlichen Ausdruck annehmen. Ob ich ihn nicht lieb hätte? Natürlich habe ich ihn ſehr lieb, er iſt ein prächtiger Menſch und ſtets gut und freundlich zu mir. Ob ich ſein Weib werden wolle? Nein, um Gotteswillen, nein! Und warum nicht? — Welch empörende Frage! Wie kam Tante Alexe dazu, mir in Roderichs Namen einen Heiratsantrag zu machen? Und doch, wenn er ſelbſt das alles zu mir geſagt hätte, dann wäre es noch viel ſchrecklicher geweſen. Sie hat dann noch eine lange Weile in mich hineingeſprochen, und ich habe die Hände vor die Augen gedrückt und habe geweint, ſo wie ich noch niemals geweint habe. Ich weiß nicht, was mir war, ich neige jetzt ſo zu

Tränen, und dann habe ich meine Sachen aufgesammelt und die Tante gebeten, mich bis auf weiteres zu verschonen, ich wolle Ruhe und Sammlung, ich sei zu aufgeregt, — und damit bin ich fortgelaufen. Und wie ich im Korridor um die Ecke stürme, laufe ich Felix in die Arme — hier im Tagebuch kann ich ihn ja bei seinem hübschen Namen nennen, wenn ich's auch sonst nicht darf —, und er fragte, als er in mein abscheulich verweintes Gesicht sieht, so teilnehmend und mit so herzlichem Ton in der Stimme, was mir fehlte, daß ich aufs neue anfing zu weinen und so bitterlich schluchzte, als wenn mir der liebste Mensch gestorben wäre! Dann hat er mir Lebewohl gesagt und mir die Hand geküßt, recht teilnehmend und herzlich, und er ging, und ich ging. Und wie ich eine halbe Stunde hier in meinem Zimmerchen saß, da fiel mir ein, daß in meinem Arbeitskorb eine Photographie von mir gelegen hatte, noch von daheim, die mir nie gefiel und daß ich sie bestimmt zuvor nicht mit aufgehoben hatte. Und richtig! sie war auch nicht im Wohnzimmer, als ich mich zaghaft hineinschlich, um nachzusuchen. Auch das noch! Über mich kommt auch alles!

Ich bin wie zerſchlagen an allen Gliedern, der Kopf tut mir weh und das Herz auch! Habe ich darum die weite Reiſe nach hier gemacht, um ſoviel Elend zu erleben? Mir iſt zumute, als ob es gar keine Freude mehr für mich auf der Welt gäbe. Ach, wenn er mich nur nicht liebte, wenn ſich nur die Tante irren möchte. Und keinen Menſchen zu haben, dem man ſich anvertrauen könnte! Der einzige, der mich verſtehen würde, iſt fort, und ich bin ganz allein!"

Hier ſank der Schreiberin die Feder aus der Hand, und ſie brach aufs neue in bittere Tränen aus!

* * *

Es waren ein paar kleine, enge Dachſtübchen, drei Treppen hoch in einem ſtattlichen Haus der Stadt Königsberg gelegen, in welche die Mittagsſonne jetzt ihre wärmſten Strahlen ſchickte; ſie wußte es ja, die gute, freundliche Sonne, wie ſehr man ſie erſehnte und liebte in jenen drei beſcheidenen Zimmerchen, wie ſie den blühenden Nelken- und Fuchſientöpfen auf den Fenſterbrettern ebenſo zugute kam, wie dem faulen, weißen Seidenſpitz, der ſich auf ſeinem Polſterſtühlchen

dehnte. Sie traf auch alles so wohlgeordnet an, kein Stäubchen auf den alten, sorgsam geschonten Möbeln, keinen Fleck auf den blank gescheuerten Dielen, keinen Riß in den schneeweißen, vielfach gestopften Gardinen. Und die Frau mit dem früh gebleichten, schlicht gescheitelten Haar und dem feinen Gesicht, dem ein kummervoller, sorgenmüder Zug beständig aufgeprägt zu sein scheint, auch sie kennt die Sonne gar wohl, denn ihr erster Morgenstrahl grüßt oft schon die fleißigen, nie feiernden Hände, die auch jetzt ein Strickzeug halten.

Jetzt kommt es die Treppe herauf, im hastigen Anlauf, vier flinke, unermüdliche Füße, — die strickende Frau blickt auf und nickt lächelnd vor sich hin — helle Stimmen, die der in der Küche hantierenden, alten Aufwärterin einen freundlichen guten Tag wünschen; dann stürmen sie herein ins Zimmer, ein zierliches, dreizehnjähriges Mädchen und ein prächtiger Junge von elf Jahren mit dunklen Haaren und lachenden Schelmenaugen.

„Mutterchen, wo ist das Frühstück? Gott, wie mich hungert! Zwei Fehler in der Probearbeit, ich bin der Dritte geworden. Das Gedicht ging ohne Anstoß, du

haſt dich umſonſt geängſtigt. Verſetzt werde ich beſtimmt, vielleicht ſetzt es auch wieder eine Prämie.“

Die letzten Worte erſtickten bereits in dem mächtigen Butterbrot, das der Junge ſich zu Gemüt führte. Seine Schweſter verwahrte indes, nachdem ſie ihre Mutter zärtlich begrüßt, ihre und des Bruders Bücher und Hüte und griff erſt dann nach ihrem Frühſtück, während ſie fragte: „Wie viel Uhr iſt es, Mutterchen? Wann kommt Felix?“

Die Witwe ſtrich ſanft über den blonden Kopf des Töchterchens, das erwartungsvoll zu ihr aufſah.

„In einer halben Stunde kann er hier ſein; es freut mich, Paul, daß du gute Nachrichten aus der Schule mitbringſt, ſchon um Felix' willen, den ihr nie betrüben müßt, er hat es wahrlich nicht um euch verdient.“

„Ich werde ſchon immer gut lernen,“ verſicherte der Knabe ſelbſtbewußt, während das Mädchen nachdenklich fragte:

„Bezahlt Felix alles für uns, Mütterchen?“

„Faſt alles, Gretchen. Sieh, die Penſion, welche ich habe, iſt ſo außerordentlich gering, daß ich allein

nicht einmal mein Leben davon friſten könnte, ſondern immer gezwungen bin, durch Stickereien etwas dazu zu verdienen, wie ich es auch jetzt tue; das reicht nun gerade für die Miete, die ja zum Glück nicht hoch iſt, und für das tägliche Brot; jedes Kleidungsſtück aber, das ich trage, das ihr tragt, jedes Buch, aus dem ihr lernt, jede kleine Freude, die euch zu teil wird, das alles iſt Felix' Gabe, und dafür, Kinder, müßt ihr eurem lieben Bruder danken euer Leben lang."

„Wenn ich erſt groß ſein werde, kaufe ich dir auch Kleider, Mütterchen, und dann nehme ich dich auch mit ins Theater," vertröſtete Paul, ſeine ehrlichen Kinderaugen auf das blaſſe, vergrämte Antlitz heftend.

„Dann behält ja aber Felix nichts für ſich," meinte Gretchen beſorgt.

„Sehr wenig, mein Kind. Er iſt der beſte, liebevollſte Sohn und Bruder, den man finden kann, ſelten wird ein junger Mann ſo ſelbſtlos handeln, wie er; faſt ſeine ganze Einnahme der jetzigen Stunden hat er mir geſchickt."

„Wie gut iſt es doch," meinte Paul philoſophiſch, die letzte Brotkruſte bedenklich betrachtend, „daß Waldemar

Franckenſtein ſoch' ein dummer Junge iſt; dadurch hat Felix jetzt die ſchöne Einnahme und ſitzt an der See, ſtatt in der heißen Stadt. Du kannſt es mir glauben, Mutterchen", fügte er auf einem verweiſenden Blick der Witwe hinzu, „er iſt wirklich furchtbar dumm!"

„Ja, ja," ſtimmte Gretchen bei, „iſt er doch ein ganzes Jahr älter als unſer Paul und ſitzt eine Klaſſe tiefer. Gewiß denkt er, weil er reich iſt, braucht er nichts zu lernen."

„Das iſt ja eben ſeine Dummheit," belehrte Paul ſeine Schweſter.

In dieſem Augenblick hörte man unten einen Wagen vorfahren, die Kinder ſtürzten ans Fenſter.

„Felix iſt's und in einem ſo feinen Landauer, — gewiß gräfliche Equipage, ein Kutſcher und ein Bedienter ſitzen auf dem Bock. Siehſt du das Wappen auf dem Schlage?"

Die Mutter hörte und ſah nichts weiter, aufſpringend lief ſie der Tür zu, daß das Strickzeug hinter ihr her ſchleifte und die alte Magd in der Küche ſie vorerſt davon befreien mußte. Ihr Erſtgeborener, ihr Liebling, dem ihr verſtorbener Mann in überſtrömender Wonne

den Namen des „Glücklichen“ gegeben, von dem er ſo oft mit leuchtenden Augen zu ſeiner Frau geſagt: „Um den Jungen iſt mir nicht bange, der wird ſeinen Weg in der Welt ſchon machen! Er iſt ein Glückspilz, ein Sonntagskind, die Menſchen haben ihn alle lieb, — gib acht, dem geht es immer gut.“

Da hielt ſie ihn in ihren Armen draußen im engen, kleinen Vorflur und drückte ihn an ihr Herz und ließ ihn wieder los, um ihn beſſer betrachten zu können. Es war gar nicht lange her, ſeit ſie ihn zuletzt geſehen; dem zärtlichen Mutterherzen aber deuchte es eine Ewigkeit.

„Mein Felix! So friſch und ſonnenverbrannt! Ja, ja, die Seeluft ſtärkt und kräftigt! Laß dich doch anſehen in den guten neuen Kleidern, ich kenne ſie ja noch gar nicht.“

„Dir würde die Seeluft auch gut tun, Mutterchen,“ ſagte der junge Doktor, mit wehmütigem Blick die blaſſen, eingefallenen Wangen ſtreichelnd. „Wenn ich nur einmal genug Geld hätte, um dir eine Erholungszeit verſchaffen zu können.“

„Ich brauche ſie nicht, mein Sohn. Meine Erholung

ſeid ihr, du und deine Geſchwiſter, und du tuſt wahrlich genug für uns. Da ſind die Kinder, ſie haben ſich ſo auf dich gefreut."

Die letzten Worte fanden ihre Beſtätigung in dem Jubel, mit welchem ſich Paul und Gretchen an den Bruder hingen, ihn ins Zimmer zogen, mit Fragen beſtürmten, ſein Ausſehen bewunderten und alle Erlebniſſe, die ſie in der Zeit der Trennung gehabt, nach Kinderart mit unendlicher Wichtigkeit vortrugen.

Nach der einfachen Mittagsmahlzeit, die dem lieben Gaſt zu Ehren reichlicher als gewöhnlich ausfiel, erklärten die jüngeren Geſchwiſter freudeſtrahlend, daß ſie nachmittags der Hitze wegen Ferien hätten und ſich nun ganz dem Bruder widmen könnten. Dies taten ſie denn auch mit einer Gewiſſenhaftigkeit, daß der Witwe kein ruhiger Augenblick blieb, den ſie mit ihrem geliebten Älteſten zu einem traulichen Geſpräch hätte benutzen können. Abends endlich, als die kleine Geſellſchaft, wenn auch unter lebhaftem Proteſt, um neun Uhr zur Ruhe gegangen war, kam das erſehnte Plauderſtündchen.

„Nun erzähle mir recht viel von Norrmanns," ſagte

die Witwe, die Rechte ihres Lieblings zwiſchen ihren beiden Händen feſthaltend, „namentlich von dem Profeſſor — iſt er wirklich ganz der Alte geblieben?“

„Ganz und gar,“ bekräftigte Felix, „du würdeſt deine Freude an ihm haben. Von Stolz und Überhebung keine Spur, trotz ſeiner eminenten Erfolge, — er gibt ſich ſo ſchlicht und einfach, als ſei er der unbedeutendſte Menſch. Nie betont er ſeine Stellung, man muß ihn förmlich dazu zwingen, von ſeinen Reiſen zu erzählen; ich glaube, er vermeidet es abſichtlich, weil er, wenn es einmal dahin kommt, nicht umhin kann, von ſich ſelbſt und ſeiner Tätigkeit zu reden. Seine Bücher ſind mit einer Klarheit und Nobleſſe des Stils, dabei mit einer Gewandtheit und Sachkenntnis geſchrieben, daß ich, trotz meiner großen Erwartungen, ſtaunte. Ich wollte ſie mir ſämtlich nach und nach kaufen, das erfuhr er zufällig,“ — hier wurde Felix plötzlich rot und huſtete verlegen — „und darauf ſchenkte er ſie mir alle. In jeden einzelnen Band hat er ſelbſt ſeinen Namen geſchrieben, ich glaube, ich bin ebenſo ſtolz darauf, wie Paul auf das „cum laude“ ſeines Direktors. Ich will dir ſpäter manches daraus vorleſen, Mütterchen, es iſt

vieles recht populär und leicht faßlich geſchrieben. Nach dir hat er mich wieder gefragt und ſich nach den Kindern erkundigt, er will dich jedenfalls beſuchen, wenn er hierher kommt. Und für mich hat er eine Teilnahme und ein Intereſſe — es ſoll mich gar nicht wundern, wenn ſein Einfluß mir eine beſonders gute Stelle verſchafft.“

„Wie gut iſt es von ihm!“ ſagte die Mutter gerührt. „Aber du verdienſt es auch, du biſt ja mein Felix, mein Glücks- und Segenskind!“

Über das hübſche Geſicht des jungen Mannes flog ein Schatten, er ſchüttelte faſt unmerklich den Kopf und ſeufzte leiſe; dann raffte er ſich ſichtlich auf.

„Auch die Damen trugen mir Grüße für dich auf,“ fuhr er fort. „Sie ſind natürlich überglücklich, den Profeſſor jetzt um ſich zu haben, obgleich er häufig die Einſamkeit und auch andere Geſellſchaft ſucht.“

„Andere Geſellſchaft? Ah ſo — ſchriebſt du mir nicht von einer Sängerin?“

„Ja. Sie wohnt in demſelben Hotel mit Norrmanns, Roderich verkehrt lebhaft mit ihr, was ich ihm übrigens nicht verargen will; ſie iſt von auffallender Schönheit,

beſitzt eine wundervolle Stimme und ſoll bezaubernd liebenswürdig ſein können.“

„Was aber ſagen ſeine Schweſtern zu dieſem lebhaften Verkehr?“ fragte die Mutter.

„Je nun“ — Felix zuckte die Achſeln — „ſie können ihn nicht wohl daran verhindern, ſelbſt wenn ſie auch wollten; eine Gefahr für ſein Herz fürchten ſie übrigens durchaus nicht, in dem Punkt ſind ſie gänzlich unbeſorgt.“

„Und wie verhält ſich das junge Mädchen aus der Rheinprovinz zu dem allem — ſeine Braut?“

„Seine Braut? Wer hat geſagt, daß ſie ſchon ſeine Braut iſt?“ Felix fuhr auf und ſah ſeine Mutter ſo entrüſtet an, daß die gute Frau erſchrocken zurückwich.

„Entſchuldige, lieber Felix,“ ſagte ſie ſanft, „aber in deinem erſten Briefe aus Cranz ſchriebſt du mir ſelbſt, daß die Damen den feſten Plan hätten, den Profeſſor mit dieſem jungen Mädchen zu verloben; in deinen ſpäteren Berichten erwähnteſt du allerdings dieſe Angelegenheiten nie mehr mit einer Silbe; du kannſt es mir alſo nicht übel nehmen, wenn ich mir dachte, es ſei alles längſt im reinen.“

„Nein, nein — ſo weit iſt es denn doch noch nicht!“ Es klang ſo gepreßt, als wäre das Gefürchtete unabwendbar.

„Überhaupt haſt du mir von dieſer jungen Rheinländerin gerade ſo äußerſt wenig geſchrieben,“ nahm die Witwe den Faden der Unterhaltung wieder auf. „Wie heißt ſie doch gleich?“

„Adele Dorn.“

„Und wie alt iſt ſie?“

„Siebzehn Jahre.“

„Iſt ſie hübſch?“

„Sehr hübſch!“

Frage und Antwort waren einander ſo raſch gefolgt, wie im korrekteſten Zeugenverhör. Jetzt zögerte Felix ſichtlich, dann griff er entſchloſſen in ſeine Bruſttaſche.

„Wenn du wiſſen willſt, wie ſie ausſieht, — da!“

Er hielt der Witwe ein kleines Bild entgegen, nach welchem ſie haſtig griff: immer aufmerkſamer ſchaute ſie den kleinen, knoſpenden Mund, die fragenden Kinderaugen und das üppig gelockte Haar an.

„Welch liebes, anmutiges Geſichtchen!“ ſagte ſie dann, und Felix nickte melancholiſch: „Jawohl!“

„Kind!“ fuhr ſie plötzlich auf, „hat dir das Fräulein das Bild geſchenkt?“

„Ach nein, Mutter! Sie hat es verloren, und ich nahm es ihr fort! Wenn ich zurückkomme, will ich es ihr ſagen — aber wiedergeben werde ich ihr das Bild nicht!“

„Aber Felix, Felix!“

Er atmete tief auf. „Ich kann nicht anders!“ Die Mutter ſah ihn erſchrocken an: „Sage mir nur eins, lieber Sohn —“

Er ließ ſie nicht ausreden — ſanft ſtrich er über das ergraute, ſorgſam geſcheitelte Haar und ſagte mit reſigniertem Blick: „Ja, ja, Mutterchen! Das iſt nun ſchon ſo — das Herz läßt ſich einmal nicht befehlen, wie ſehr man ſich auch darum bemüht — es iſt ſchon unzähligen im Leben ſo gegangen, daß ſie gerade das begehrten, was einem anderen gehören ſoll — jetzt geht's deinem Jungen auch ſo! Nun, zugrunde iſt ja keiner darüber gegangen!“

Die Witwe wandte ſich ab; dieſes traurige Lächeln ihres Lieblings, ſeine müden Augen, ſeine gedämpfte Stimme, — das alles ſchnitt ihr ins Herz. Sollte er

denn wirklich ein ſo trauriges Los haben, wie die „Unzähligen“, von denen er ſoeben geſprochen, ihr Felix, ihr „Glücks- und Segenskind?“

„Du meinſt, daß ſie den Profeſſor liebt?“ fragte ſie endlich leiſe.

„Iſt es denn anders möglich, Mutter? Wer uns beide nebeneinander ſieht, wie ſie es täglich tut, mich, den unbedeutenden, armen Lehrer, und daneben den ſchönen, bedeutenden, berühmten Profeſſor mit ſeiner Fülle von Geiſt und Kenntniſſen, mit ſeinem gewinnenden Weſen, der kann wohl keine Sekunde ins Schwanken geraten. Felix Maiwaldt und Roderich Norrmann können überhaupt nie Nebenbuhler werden, weil der eine den Vergleich mit dem andern unmöglich aushält!“

Hätte ihr Felix in dieſer Weiſe von ſich und einem anderen Mann geſprochen, — die zärtliche Mutter würde ſeine Worte mit Entrüſtung von ſich gewieſen haben. So aber, . . . ſie kannte Roderich Norrmann, ſie mußte ſich ſagen, daß er unendlich vielmehr in die Wagſchale zu legen hatte, als ihr Sohn; noch einen Blick warf ſie auf das liebliche Mädchengeſicht, das ſie aus dem

Bilde ſo fragend anſchaute, dann zog ſie ihren Liebling zu ſich nieder und küßte ihn lange und innig. — -- —

Drei Tage ſpäter hielt wiederum der elegante Wagen des Grafen Franckenſtein vor dem ſtattlichen Hauſe in Königsberg, um den Lehrer des jungen Majoratserben aufs neue an den Meeresſtrand zurückzubringen. Mutter und Sohn nahmen einen überaus herzlichen Abſchied, ſie hatten in dieſen wenigen Tagen wieder einmal empfunden, was ſie aneinander hatten, und in gegenſeitigem Austauſch und Offenbaren auch der geringfügigſten Einzelheiten war das innige Vertrauen, welches ſie ſtets zu einander gehegt, nur noch mehr befeſtigt worden.

Mit gekreuzten Armen lehnte Felix in den weichen blauſeidenen Polſtern, während die gräflichen Rappen wacker ausgriffen, daß die Pappeln, welche den Weg zu beiden Seiten ſäumten, wie an einer Schnur an ihm vorüberglitten; der junge Mann gab ſich einer ſchönen Vorſtellung hin; er dachte ſich aus, der Wagen und das ſtattliche Haus, das er vor kurzem verlaſſen, ſeien ſein Eigentum und er verfüge über ein hübſches Vermögen, deſſen Zinſen den Seinigen eine ſorgenfreie

Exiſtenz und ihm ſelbſt einen anſehnlichen Zuſchuß zu ſeiner Einnahme ſicherten. Ausgerüſtet mit all dieſen keineswegs zu verachtenden, äußeren Annehmlichkeiten würde er dann vor eine gewiſſe junge Dame mit goldblondem Haar und blauen Augen treten und zu ihr ſprechen: „Sieh, das habe ich, das iſt mein, das kann ich dir bieten! Und wenn ich auch kein berühmter Gelehrter bin, wie Roderich Norrmann, und auch kein ſchöner Mann, ſo habe ich dir dafür ein Herz zu ſchenken, das von namenloſer Liebe zu dir erfüllt iſt, das kein anderes Sehnen und Trachten kennt, als dich glücklich zu machen! Es gibt keinen ſüßern Gedanken für mich, als den, dich beſchützen und behüten zu können, dich auf meinen Händen durchs Leben zu tragen, daß dein unbefangener, reiner Kindesſinn nie getrübt werde durch eine Berührung mit der rauhen Welt. Kann dir das genügen, willſt du glauben und vertrauen, daß dieſes Herz deine Stütze und dein Stab ſein kann für's Leben?“

Und er ſah, wie ſie verwirrt die blonden Wimpern ſenkte, wie eine helle Röte ihr zartes Geſicht übergoß und wie ſich die goldenen Locken dann doch ſchüchtern

an ſein glückliches Herz legten, daß es hoch aufwallte in überſtrömender Wonne.

Der Träumer fuhr mit einem tiefen Seufzer empor und ſah verwirrt um ſich; der Wagen hielt plötzlich ſtill.

„Was gibt es denn? Warum fahren Sie nicht weiter?“

Der Kutſcher wandte ſich halb auf ſeinem Sitze um.

„Da drüben liegt eine Equipage auf einer Seite, mir ſcheint, ſie hat ein Rad gebrochen, — ſehen Sie, Herr Doktor, dort! Bis zum nächſten Dorf iſt's noch eine gute halbe Meile, von der Stadt noch ein Stück weiter. Eduard darf wohl hinübergehen, anzufragen, ob wir behilflich ſein können?“

„Ganz ſicher; ſagen Sie, daß dieſer Wagen Eigentum des Grafen Franckenſtein iſt, daß ich der Lehrer ſeines Sohnes bin und mich freuen würde, den Herrſchaften — es ſcheinen nur zwei Herren zu ſein — von Nutzen ſein zu können.“

Der gut geſchulte Eduard nickte verſtändnisvoll und hüpfte gewandt vom Wagen; nach einigen Debatten zwiſchen ihm und den Herren, die ratlos neben ihrem

zerbrochenen Gefährt ſtanden, näherten ſich alle drei dem jungen Doktor, welcher höflich den Hut zog.

„Wir ſehen uns genötigt, mein Herr,“ begann der Ältere der beiden Fremden, ein hochgewachſener, grauhaariger Mann, raſch, militäriſch an ſeine Reiſemütze greifend, „uns Ihr gütiges Anerbieten zu Nutzen zu machen. Wie mir der junge Mann ſagte, fahren Sie gleichfalls nach Cranz, vielleicht hätten Sie die Freundlichkeit, uns mitzunehmen. Mit unſerm Gepäck würden wir Sie nicht beläſtigen, unſer Diener wird uns dasſelbe nachbringen.“

Es wurde in raſchem, energiſchem Ton, mit auffallend ausländiſchem Akzent geſagt; Felix erwiderte einige verbindliche Worte, und ehe er ſich deſſen verſah, ſaßen die beiden Fremden neben ihm im Wagen, die Pferde zogen an, und er fand jetzt erſt Zeit, ſich ſeine neuen Reiſegefährten etwas näher anzuſehen.

Eine gewiſſe Ähnlichkeit war bei den beiden Herren unverkennbar, namentlich glichen ſich die hohen, eleganten Geſtalten mit der vornehm-gleichgültigen Haltung des Kopfes auffallend; es waren zweifellos Ariſtokraten vom reinſten Waſſer, dafür bürgten ſchon allein die ſchlanken

Hände, die kleinen Füße; im Antlitz des älteren Mannes machte ſich ein eigenſinnig-hochmütiger, kränklicher Zug bemerkbar, während die Züge des Jüngeren den Stempel einer kalten Gleichgültigkeit trugen, die faſt Gefahr lief, mit einem weit entſchiedenern, wenig ſchmeichelhaften Namen bezeichnet zu werden. Im übrigen war der junge Mann vollendet ſchön — Felix' prüfendes Auge ſuchte vergebens nach einem einzigen Mangel in dieſen regelmäßigen Zügen, — er fand keinen, und doch wandte er nach einer Minute ſeinen Blick ab; er fand nichts Feſſelndes, weder in der von üppigem Blondhaar umlockten Stirn, noch in den großen, ſchön geſchnittenen, waſſerhellen Augen, noch in dem feinen Mund, den ein blonder Schnurrbart halb verſchattete.

„Sie geſtatten, daß wir uns Ihnen vorſtellen," nahm der ältere Herr jetzt das Wort, nachläſſig ſich verbeugend. „Baron Alexander Czertanow. Mein Sohn — Iwan Alexandrowitſch."

„Sehr angenehm" — Felix lüftete leicht ſeinen Strohhut. „Mein Name iſt Felix Maiwaldt."

Der ältere Baron Czertanow nahm die Vorſtellung mit einem herablaſſend-gönnerhaften Kopfnicken entgegen,

das Felix innerlich gewaltig verdroß. Der Sohn zog die Augenbrauen empor und berührte leicht ſeinen Hutrand mit zwei Fingern.

„Das iſt ja eine entzückende Geſellſchaft, in die mich die tückiſche Dame Schickſal, verwitwete Zufall, hineingeſchleudert hat," dachte Felix ergrimmt. „Mußte ich mich darum aus meinen angenehmen Träumen aufſtören laſſen, um zwei dermaßen in Hochmut und Arroganz eingewickelte, ruſſiſche Ariſtokraten zu Gefährten zu bekommen, die mich zum Dank für meine Gutmütigkeit en canaille behandeln?"

Der entrüſtete Doktor legte ſich mit gänzlich teilnahmloſer Miene in ſeine weichen Wagenkiſſen zurück, entſchloſſen, ſeinerſeits nichts mehr zur Konverſation beizutragen; er konnte dieſen Satz wohl zur Ausführung bringen, weniger leicht fand er es, ſich wieder in die ſchöne Viſion zurückzuverſetzen, aus welcher ihn das kleine Abenteuer ſo plötzlich geriſſen hatte; er fand es unmöglich, ſich Adelens holde Erſcheinung zu vergegenwärtigen, angeſichts der hochmütigen Miene des älteren, der gleichgültigen des jüngeren Barons.

Als ſie eine Weile gefahren waren, rief eine heftig

zuſammenſchauernde, fröſtelnde Bewegung des grauhaarigen Herrn die ganze Gutherzigkeit des jungen Mannes wach: ſchließlich war es ein alter Mann und konnte ſich erkälten, obgleich Felix es nicht begriff, wie man bei zwanzig Grad in der Sonne fröſteln konnte. Dennoch ſiegte ſein weiches Herz über das Gelübde, das er ſich einmal gegeben.

„Sie ſcheinen zu frieren, Herr Baron?“ fragte er teilnehmend.

Der Angeredete nickte.

„Sie werden das kaum verſtehen, aber ich kann das nordiſche Klima nicht vertragen. Seit vielen Jahren ſchon lebe ich im Süden, und es war mir beſonders erfreulich, daß meine Geſundheit es mir geſtattete, überhaupt dieſe Reiſe zu unternehmen. Sobald der Zweck derſelben erreicht iſt, leidet es mich keinen Tag länger in dieſem rauhen Norden mit ſeinen eiſigen Winden, ſeinem plötzlichen Temperaturwechſel. Achten Sie nur einmal auf dieſen kalten Luftzug, der uns ſoeben anwehte; ich wette, der Wind iſt umgeſprungen.“

„Wenn ich Ihnen vielleicht meinen Plaid anbieten dürfte —“

„Sie ſind ſehr gütig, ich akzeptiere mit Dank!“

Hiermit wickelte der Baron den grau und ſchwarz gewürfelten Plaid des bürgerlichen Kandidaten um ſeine ariſtokratiſchen Glieder und ſchien ſich ganz behaglich darin zu fühlen.

„Sie gedenken alſo nicht in Cranz die Bäder zu benützen?“ fragte Felix, den dieſer Anblick etwas verſöhnlicher ſtimmte.

Der Baron machte eine Geberde des Abſcheues.

„Dieu m'en garde! Ich denke mir ein Bad in Ihrer Oſtſee fürchterlich, ich ſtürbe ſicherlich davon! Unſere Fahrt nach Cranz iſt lediglich Privatſache, ein Opfer, das ich meinem Sohn bringe, der ohne mich ſchwerlich imſtande wäre, zu ſeinem Ziel zu kommen!“

Der Sohn erwiderte keine Silbe auf dieſe väterliche Bemerkung, er hatte ein prachtvolles Etui von getriebenem Silber aus der Taſche gezogen und demſelben eine Zigarre entnommen, die er nun mit der Ruhe des Philoſophen rauchte.

„Der ſchöne Automat ſcheint ſtumm zu ſein!“ dachte Felix.

„Sie erzählen mir wohl ein wenig von Cranz,“

bemerkte Baron Czertanow nach einer Pauſe mit freundlicher Herablaſſung; „iſt der Badeort groß und ſehr beſucht?“

Felix gab die gewünſchte Auskunft. In ſeines Herzens Tiefe regte ſich eine ganz gewöhnliche, menſchliche Neugier; er wünſchte zu erfahren, weshalb dieſer, wie es ſich im Lauf der Unterhaltung ergab, weitgereiſte, routinierte Welt- und Lebemann mit ſeiner wankenden Geſundheit den ſonnigen Süden verlaſſen hatte, um ein obſkures Badeörtchen im äußerſten Norden Oſtpreußens aufzuſuchen, deſſen Klima ihm nicht zuſagte. „Das muß ein ganz anſehnlicher, lohnender „Privatzweck“ ſein, der ihn aus ſo weiter Ferne hertreibt,“ ſagte ſich Felix, „ich wette, es ſteckt ein Frauenzimmer dahinter.“

„Hoffentlich, Herr Baron,“ ſagte er dann laut in verbindlichem Ton, „ſchafft Ihnen der Aufenthalt in unſerm Norden keine neuen Leiden, und Sie kehren körperlich friſch nach Ihrem ſchönen Süden zurück!“

Der Ruſſe ſeufzte tief.

„Ich muß das bezweifeln,“ verſetzte er kleinlaut, „mein Arzt in Rom entließ mich äußerſt ungern, und,

wie ich glaube, nicht ohne ernſtliche Befürchtungen, — allein, was wollen Sie? Das Eiſen folgt nun einmal dem Magnet, und mag er ſich verbergen, wo er will, das Eiſen findet ihn dennoch heraus und vereinigt ſich ihm!“

Es ſchien nicht, als wenn der Baron beabſichtigte, ſich wegen ſeines Erſcheinens in Cranz in ein Geheimnis zu hüllen, was allerdings in einem ſo kleinen Ort auch ſchwerlich angänglich ſein mochte. Die Sache wurde immer durchſichtiger. Daß dieſer „Magnet“ ein Weib ſei, bedurfte für Felix keiner weitern Beſtätigung, und er brauchte auch nicht lange zu ſuchen, um unter dem Damenperſonal von Cranz die Schönſte und Bedeutendſte herauszufinden. Was aber konnte Baron Czertanow oder ſein Sohn mit einer Opernſängerin zu tun haben, und warum ſollte ſie ſich vor ihnen haben verbergen wollen? Felix ſah ſich außer ſtande, dieſe Frage zu beantworten, und ſein Reiſegefährte, trotzdem er immer geſprächiger wurde, ſchien gleichfalls nicht willens, ihm dieſen Gefallen zu erweiſen. Der junge Doktor hatte ſich inzwiſchen von Zeit zu Zeit mit einer Frage an den jüngeren Baron gewendet und aus den

äußerſt einſilbigen Antworten dieſes Herrn zunächſt die Überzeugung gewonnen, daß er nicht ſtumm ſei und deutſch verſtehe, wenn er auch dieſe Sprache mit noch fremdartigerer Betonung ſprach, als ſein Vater. Dann und wann warf der junge Mann ein paar ruſſiſche Worte hin, die der ältere ebenſo erwiderte, und Felix verſuchte im ſtillen umſonſt, eines dieſer ungeheuerlich klingenden Worte nachzubilden; er geſtand ſich, daß ſeine deutſche Zunge bei einem lauten Verſuch unfehlbar brechen müßte. Als ſie dem Meer näher kamen, das ſtill und träumend im Abendſonnenſchein da lag, während ſchleiergleiche Nebel rechts darüber hingen, und als ſie von einer kleinen Erhöhung aus die Häuſergruppen und anmutigen Villen von Cranz erblickten, da legte ſich ein ſeltſam triumphierender Zug um die Lippen des alten Herrn, und hätte Felix Maiwaldt ruſſiſch verſtanden, ſo würde er der Sache, über die er nachgrübelte, bedeutend näher gekommen ſein.

„Weiberliſt iſt ein gutes Ding, Iwan“, ſagte er, während ein unterdrücktes Lachen ſeinen Körper leiſe beben machte, „nur ſchade, daß ſelbſt ſie zuweilen überliſtet wird; da liegt das Neſt, das unſern Magnet

birgt; es wird ein heftiger Zuſammenſtoß werden, ſage ich dir.“ — — —

Dort, wo die weißen Nebel am dichteſten über dem Meer zuſammenbrauten, ſtanden zwei hohe Geſtalten; die eine heftete einen gedankentiefen, ſchweren Blick auf die ſchwebenden Schleier, die ſich über den murmelnden Wellen hoben und ſenkten, die andere aber fand keine Beachtung für das Meer; unverwandt hingen die Augen, in denen eine Welt von Leidenſchaft lag, an dem zarten Frauenprofil, welches aus dem ſchwarzen Spitzenmantel, den die Hand über der Bruſt zuſammenhielt, wie aus klarem Marmor gemeißelt, hervorſah.

„Wie ſtill atmend es jetzt da liegt, das wilde, ungebändigte Meer“, ſagte ſie jetzt leiſe, die Blicke wie widerwillig von dem anziehenden Schauſpiel losreißend, „es hat weiße, luftige Schleier über ſein Antlitz gezogen und will nun ausruhen und träumen! Wie liebe ich es, wenn es ſo iſt, wie heute.“

„Wirklich, Adrienne?“ Er warf einen flüchtigen Blick vor ſich hin und ſchüttelte den Kopf. „Ich haſſe es, wenn es ſo iſt, wie heute, das Meer! Es iſt falſch in ſeiner gleißneriſchen Ruhe, es zieht weiße Schleier über

ſein Antlitz und ſinnt eine Bosheit. Geben Sie acht, bald gibt es Sturm!“

Sie lächelte zu ihm empor. „Welch' finſtere Prophezeihung! Könnt ihr Männer denn nie einen Augenblick der Ruhe, der Sammlung finden, — muß es bei euch beſtändig jubeln oder toben, aufjauchzen oder jammern?“

„Ruhe und Sammlung mögen eintreten, wenn die Entſcheidung vorüber, wenn die Klippe umſchifft iſt; vor der Entſcheidung herrſcht die Schwüle eines in der Luft lauernden Gewitterſturmes. Adrienne“ — er legte in losbrechender Leidenſchaft ſeinen Arm um ſie und bog ſich ſo tief zu ihr nieder, daß ihr Haar ſeine Wange ſtreifte — „wann, o wann ſoll es mir geſtattet ſein, Ihr Schickſal zu lenken über den trügeriſchen Ozean des Lebens? Wann werden Sie es mir vergönnen, frei und offen der Welt und den Menſchen einzugeſtehen, welch' großes, unermeßliches Glück ich mir erworben, um dann, im Vollbeſitz desſelben, allen Gefahren, die Sie oft geheimnisvoll angedeutet, allen Hinderniſſen, die ſich uns in den Weg ſtellen könnten, die Stirn zu bieten? Dieſe Ungewißheit quält und foltert mich über alles Denken.“

Sie ließ ihn nicht weiter reden, ſanft und hingebend legte ſie ihr Haupt an ſeine Bruſt und ſang mit ſo leiſer, ſüßer Stimme, daß es wie ein Echo an ſein Ohr drang:

„Willſt du dein Herz mir ſchenken,
So fang' es heimlich an."

Er ſah auf ſie nieder, und ſeine Lippen begannen leiſe zu beben; der vorwurfsvolle Blick in ſeinen Augen zerſchmolz zu unendlicher Weichheit.

„Mein Schickſalslied, ja, das war es, was mir das Geſtändnis deiner Liebe entgegenbrachte, was mich wie mit Flügeln emporhob über die dumpfe Enge dieſer armen Welt. Du mein Alles, — mein höchſtes Erdenglück!"

Ein ſtolzer, ſieghafter Zug erſchien einen Augenblick auf ihren Lippen; ſie liebte es, ihre Macht über ihn zu erproben, mit einem geflügelten Wort ihres Mundes bannte ſie die böſen Geiſter, die, das wußte ſie, ſobald ſie ihn verlaſſen, von allen Seiten auf ihn eindrangen. Zweifel, Argwohn, bange Furcht, ſie konnte ſie alle beſchwören mit dem Hauch ihrer Lippen. Sie hob die dunkelblauen Augen zu ihm auf mit ſüß hingebendem

Blick, — und zaghaft und ſcheu, wie ein Schüler, bog ſich der berühmte Profeſſor nieder zu der Geliebten und küßte ſie.

Wieder ſchwebten die weißen Nebel, zu dichten Wolken zuſammengeballt, näher, am Strande ſangen die Wellen ihr uraltheimliches Wiegenlied, und glutrot, zornige Blitze nach allen Seiten hin ſprühend, ging drüben die Sonne unter, den wallenden Nebelflor auf einige Augenblicke ſiegreich zerteilend. Der purpurne Feuerball küßte das Meer, das ſich mit dunkler Glut übergoß, als ob es ſich ſchäme; noch einen Augenblick, und hinabgeſunken war die ſtrahlende Tageskönigin in ihr naſſes Grab, während die weißen Leichentücher flatternd darüber ſchwebten.

Die Frauengeſtalt in Roderichs Armen ſchauderte zuſammen und ſchmiegte ſich feſter an ihn, er hüllte ſie ſorglich in den Schleiermantel.

„Wollen wir heim?“ fragte er zärtlich.

„Noch nicht! Mir iſt, als erwartete mich Schweres. Das macht wohl der ſeltſame Sonnenuntergang, mir will es ſcheinen, als ſah ich die Sonne noch niemals ſo ſchnell ſinken.“

Ihr beklommener Ton machte auch ihn traurig, der alte Schatten zog über ſein Geſicht.

„Wie oft ſollen wir ſie noch ſinken ſehen, ohne klar zu werden über uns und unſer künftiges Geſchick? Adrienne, ich bitte, ich beſchwöre Sie, — ſtatt dieſer dunkeln Andeutungen nur ein Wort, ein einziges klares Wort über die Gefahr, welche uns bedroht! Wo iſt der Feind, dem ich Sie abringen könnte? Wer iſt es? Nur ein Wort von Ihnen, das mir Gewißheit gibt! Es läßt mich nicht ruhen bei Nacht, es läßt mich nicht arbeiten bei Tage.“ . . .

„Das iſt das Los des Liebenden“, fiel ſie ein — „Jenes Gefühl, eine andere Menſchenſeele ganz und gar gewonnen, ſein eigenes Herz hingegeben zu haben, um eines andern willen, das uns beherrſcht, uns unſelig-ſelig macht, — das iſt jene Ruheloſigkeit, die Sie in eben dem Maße gefangen nehmen würde, wenn Sie klar in die Zukunft ſähen. Dieſes ſtolze Herz“, — ſie legte leicht ihre Hand auf ſeine Bruſt — „es hat noch nicht gelernt, ſich hinzugeben, ſich zu unterwerfen, es zuckt noch und bäumt ſich unwillig empor, bis die wahre Liebe kommt, die echte und einzige, die alles erträgt, alles

hofft und alles duldet um der Geliebten willen. Was ich bitte und erflehe, iſt Schweigen und Ausharren nur noch wenige Wochen, bis ich vor Sie hintreten kann und ſprechen: Ich bin frei! frei! — Blinde Liebe, blinden Glauben wünſche ich Ihnen, Roderich; wollen Sie Ihrer Adrienne vertrauen?“

Es lag eine beſtrickende Macht in dieſer tiefen Metallſtimme, eine beſtrickende Macht in der Beredtſamkeit dieſer wunderſamen Augen, — und wieder verſchwand der Schatten aus des Mannes Stirn, und wieder wurde ſein Blick weich und zärtlich.

Nun hatte ſich das weiße Leichentuch gleichmäßig ausgebreitet über die ſchlummernde See, nicht länger wogten die Nebelballen auf und nieder; das Meer hat den undurchſichtigen Schleier vor's Antlitz gezogen und ſchläft, — träumt es nur in harmloſer Ruhe, oder ſinnt es hinterliſtig Verderben?

* * *

Eine halbe Stunde ſpäter ſchritt der Profeſſor mit geſenktem Haupt langſam ſeiner Behauſung zu. Fräulein Lariſſa Norrmann hatte am Fenſter geſeſſen und auf

ſein Kommen gewartet; jetzt ſprang ſie auf: „Alexe, er kommt!“

„Schön, Lariſſa!“ Die Witwe trat mit ſehr beſtimmter Miene in's Zimmer. „Jetzt ſei ſo gut, und laß uns allein.“

„Du willſt es wirklich wagen, Alexe, ſchon jetzt? Glaubſt du, Adelens ganz ſicher zu ſein?“

„Meine gute Lariſſa, wenn ihr es doch ruhig mir überlaſſen wolltet, die ich von dergleichen Dingen entſchieden mehr verſtehe als ihr, die Sache weiter zu führen. Ich habe den Plan erſonnen, ich will ihn auch vollenden, das „Wie“ ſei meine Sorge! Mit Adele iſt allerdings nicht viel anzufangen, ſeit einigen Tagen iſt ſie ganz untraitable, aber wenn ich ihn richtig behandle, und das werde ich ſchon, dann iſt viel, dann iſt alles gewonnen. Und nun geh, Lariſſa, geh, ich muß allein ſein mit meinem Bruder.“

Sie ſchob die proteſtierende Schweſter, die noch manches zu ſagen wünſchte, ohne weiteres zur Türe hinaus und begrüßte gleich darauf den eintretenden Profeſſor mit zuckerſüßer Miene.

„Sieh da, mein Teurer! Du haſt einen Spaziergang gemacht?“

„Ja,“ lautete die lakoniſche Antwort; damit legte Roderich ſeinen weichen Hut auf eine Kommode, ſetzte ſich ans Fenſter und fuhr tief aufatmend zu wiederholten Malen mit beiden Händen durch ſein üppig geringeltes Haar.

Welch ſchöner Mann er iſt! dachte die Witwe bewundernd. „Hm — beſter Roderich —“

„Was gibt's?“ Er fuhr ſo heftig empor, als ſei der Blitz neben ihm eingeſchlagen.

„Gütiger Gott, wie du mich erſchreckt haſt! Ich wollte nur ſagen, geliebter Bruder, daß ich ſoeben daran erinnert wurde, wie raſch die Zeit vergeht; die ſechs Wochen deines hieſigen Aufenthalts ſind bald vorüber.“

„Ja,“ unterbrach er ſie finſter, „und noch immer habe ich nicht — bin ich — ich — nicht —“

Frau Alexe hing erwartungsvoll an ſeinen Lippen, — — jetzt mußte es kommen!

„Was haſt — was biſt du noch immer nicht, Geliebteſter?“

Er ſtrich ſich langſam mit der Hand über Stirn und Augen.

„Ich kann meinen Aufenthalt hier ausdehnen, ſo lange ich will. Sechs Wochen hatte ich als Erholungszeit feſtgeſetzt; finde ich ſie nicht genügend, ſo bleibe ich länger, es hat niemand über mich zu verfügen als ich ſelbſt.“

„Gewiß, du haſt recht. Wirſt du mir nicht auch zugeben, daß du am Anfang deines Hierſeins weit friſcher und gleichmäßiger geſtimmt warſt, als jetzt? Irgend etwas und irgend jemand influiert auf dich in ungünſtigſter Weiſe — iſt es nicht ſo?“

Roderich antwortete nicht, er richtete ſich lauſchend auf; ihm war, als höre er im Zimmer über ſich lautes, lebhaftes Durcheinanderſprechen verſchiedener Stimmen.

„Iſt es nicht ſo, Teurer?“

„Gewiß, — das heißt, du würdeſt recht haben —“ Er horchte angeſtrengt — es war eine Männerſtimme, die da ſprach — jetzt wieder.

„Dieſe beſtändige Ungewißheit wirkt ſchließlich aufreibend auf deine Nerven,“ fuhr Frau Alexe fort.

„Ungewißheit?“ Er ſah ſie überraſcht an, — woher konnte ſie wiſſen?

„Mein einziger Bruder“ — die zärtliche Schweſter ſtand jetzt vor ihm und legte beide Hände auf ſeine Schultern, während ſie mit beſchwörenden Blicken auf ihn niederſah — „konnteſt du im vollen Ernſt glauben, deine Alexe, die dich ſeit deinem erſten Schrei kennt und hingebend liebt, würde wochenlang in deiner Nähe weilen, ohne die erſchütternde Wandlung, welche ſich in deinem Innern vollzogen hat, zu gewahren? Mit einer Teilnahme, die ſich von Tag zu Tag ſteigerte, überwachte ich deine zerſtreuten, nachdenklichen Stimmungen, deine oft ſo melancholiſche Stirn, dann wieder dein glückliches Lächeln. Es gehört bei einem Mann von deinem Äußern, deiner Stellung eine koloſſale Beſcheidenheit dazu, überhaupt zu zweifeln, daß das Schickſal dir auch in dieſer Beziehung günſtig ſein werde. Sprich es immerhin, das entſcheidende Wort, Roderich, — ich, deine Schweſter, ich ſtehe dir für den Erfolg.“

„Du?“ In des Profeſſors Zügen malte ſich das äußerſte Befremden. „Aber wie wollteſt du wiſſen —“

„Lehre mich mein eigenes Geſchlecht kennen!“ unter-

brach ſie ihn mit überlegenem Lächeln. „Ich denke, du haſt bereits häufig in deinem Leben Gelegenheit gehabt, dich zu überzeugen, daß deine älteſte Schweſter nicht ohne jenen weiblichen Scharfblick iſt, der in den meiſten Fällen das Richtige trifft. Die große Jugend des lieben Mädchens macht ſie in einem ſo ſchwerwiegenden und bedeutungsreichen Fall noch etwas befangen und zögernd, ſie wagt noch nicht, mit der Neigung, die ſie tief und innig im Buſen trägt, offen und frei hervorzutreten; im Gegenteil, ſie verſchließt dieſes ihr heiligſtes und beſtes Gefühl mit gefliſſentlicher Ängſtlichkeit in ſich, — für mich aber hat Adele gerade darin etwas unſäglich Rührendes, daß ſie —“

Die Witwe kam nicht zu Ende, der Profeſſor war ſo heftig aufgeſprungen, daß der Stuhl, auf dem er geſeſſen, bis mitten ins Zimmer fuhr. „Adele — mich lieben, das iſt, — Alexe, das iſt nicht möglich!“

„Ganz, wie Adele ſagte, als ich ihr ſeine Liebe entdeckte,“ — dachte Frau Dorn gerührt, „ſie ſind für einander wie geſchaffen.“ —

„Warum nicht möglich, Beſter?“ fragte ſie laut. „Was liegt wohl näher, als daß dieſes junge Geſchöpf,

in ununterbrochenem, intimem Verkehr mit dir, angesichts deiner Schönheit, Berühmtheit, Liebenswürdigkeit und deiner andern vorzüglichen Eigenschaften, es ihrem Herzen nicht wehren kann, dich schrankenlos zu lieben?"

„Adele? Mich? Es ist nicht möglich!" beharrte er. „Du wirst dich irren. Ich gab ihr nie Gelegenheit, zu denken —"

„Ich weiß, ich weiß, du hast dich fein und taktvoll benommen wie immer, einziger Roderich! Willst du es indessen leugnen, daß du ihr wieder und wieder die unzweideutigsten Beweise deiner Teilnahme und Freundschaft, mit einem Wort, deines höchsten Interesses gegeben hast?"

Er schüttelte ruhig den Kopf.

„Wohl habe ich das kleine Mädchen herzlich lieb gewonnen, aber nicht anders, wie ein Bruder seine jüngere Schwester liebt."

Die Witwe sah etwas ratlos aus, dann versandte sie getrost und mit schöner Zuversicht den letzten Pfeil.

„Nun, dann kann ich dir sagen, daß ihre Liebe zu dir keineswegs einen schwesterlichen Charakter in sich trägt. Mit aller Glut eines jungen, lebhaft empfindenden

Herzens liebt dich dieſes reizende, liebenswürdige Geſchöpf, und ich wage es nicht auszudenken, was würde, wenn du grauſam genug wäreſt, ſie in ihren tiefſten Gefühlen, in ihren heißeſten Hoffnungen zu täuſchen.“

Roderich zuckte zuſammen, und Frau Alexe's Herz klopfte triumphierend, als es faſt unhörbar an die Tür pochte und gleich darauf Adelens etwas bleiches Geſichtchen, von dem goldenen Lockenhaar umrahmt, hereinſah.

„Ach, Tante Alexe, da biſt du ja! Ich dachte, du wäreſt allein und wollte dir ein wenig Geſellſchaft leiſten; aber da du Roderich bei dir haſt —“ Sie machte Miene zu gehen.

„Aber liebes Kind,“ Tante Alexe faßte Adelens Hand und zog ſie ohne weiteres über die Schwelle — „du wirſt dich doch durch Roderich nicht zurückſchrecken laſſen! Komm' und ſetze dich.“

Der Profeſſor hatte einen haſtigen Blick auf das junge Mädchen geworfen und gewahrt, daß ſie bei ſeinem Anblick dunkel errötet war. Sollte es dennoch möglich ſein? Sollte Adele, ſein kleines Schweſterchen, mit dem er ſo köſtlich unbefangen geplaudert und gelacht,

ihn mit einer anderen Liebe lieben, als den Bruder, den sie sich wünschte?

Auch Adele hatte verstohlen nach Roderich hinübergeblickt; sie sah, wie er scheu die Augen niederschlug und beiseite trat — mein Gott, sollte es am Ende doch wahr sein? Sollte Tante Alexe es nicht erfunden, nicht übertrieben haben? Dieser bedeutende, gelehrte Mann, — er sollte sie wirklich lieben können? Wie zwei schuldbewußte Verbrecher standen sich Oheim und Nichte einen Augenblick gegenüber, und Frau Alexe Dorn, die ja nun alles auf das schönste eingefädelt hatte, sann schon über einen schicklichen Vorwand, die beiden allein zu lassen, als der Professor und Adele plötzlich beide wie verabredet die Worte hervorstießen: „Ich habe etwas auf meinem Zimmer vergessen," und aus zwei verschiedenen Türen davonstürzten.

„Mein Gott, das war ja ganz wie im Theater," murmelte die Witwe verdutzt und ließ sich mit etwas verstörtem Gesichtsausdruck auf dem bequemen Sofa nieder, um nachzudenken.

Adrienne York war, nachdem sie sich von Roderich getrennt hatte, sehr langsam und nachdenklich die Treppe

zu ihrer Wohnung emporgeſtiegen; eine innere Stimme ſagte ihr, daß es ihr nicht lange mehr möglich ſein werde, die Zweifel und das Mißtrauen des Profeſſors zu beſchwichtigen, ſie ſagte ſich, daß ſie ihm mit ihrer Liebe ein Recht gegeben, an eine gemeinſame Zukunft zu denken und daß er als energiſcher Mann, als leidenſchaftlich Liebender darnach ſtreben müſſe, ſeiner Geliebten baldmöglichſt ſeinen Namen zu geben und ſie vor aller Welt ſein zu nennen. Aber ſelbſt, wenn ſie frei geweſen wäre, — würde Roderich ihr geſtatten, nach wie vor in ihrem Beruf zu wirken, die Bühne, die ihr Lebensbedingung geweſen war, auch ferner als ihre eigentliche Heimat zu betrachten und ſein Behagen, ſein häusliches Glück erſt in zweiter Linie in Frage geſtellt zu ſehen? Keines von beiden hatte bisher noch dieſen Punkt berührt; hielt der Profeſſor es für ſelbſtverſtändlich, daß Adrienne ihrer Kunſt um ſeinetwillen entſagte, oder bangte ihm vor der Entſcheidung, die ſie treffen würde?

Mit einem ſchweren Seufzer ſtand das ſchöne Mädchen auf der oberſten Treppenſtufe ſtill und legte, beklommen aufatmend, die Hand auf ihr ſchmerzlich

zuckendes Herz; wie würde es hervorgehen aus all den Kämpfen, die es bedrohten?

Wie öde und leer empfing sie das elegante, türkische Boudoir, das sie jetzt betrat! Der Konzertflügel war geschlossen, die Noten fortgeräumt, kein Sonnenstrahl drang durch die schweren, halb herabgelassenen Vorhänge und setzte dem dicken Smyrnateppich goldige Lichter auf, selbst Coco, der Papagei, kauerte regungslos auf seiner hohen Stange und starrte die Herrin mit seinen runden Augen an, ohne sie, wie sonst, mit einer Flut von Schmeichelnamen zu überschütten. Lautlos, wie ein Geist, glitt Madeleine ins Zimmer, der Herrin, die in einen Fauteuil gesunken war, den schwarzen Spitzenmantel abzunehmen und ihr dunkles Kleid mit einem bequemen Schlafrock aus weißem Kaschmir zu vertauschen; sie wußte, wenn die Künstlerin diese zusammengezogenen Augenbrauen, diesen seltsam gespannten, schweren Blick hatte, liebte sie es nicht, zu sprechen oder gestört zu werden. Behutsam und geschickt verrichtete die behende Zofe ihr Werk, sie kniete jetzt nieder, die rosa Atlaspantoffeln über die schmalen Füße zu streifen.

„Biſt du bald fertig?“

„Sogleich! Wie der Abendwind das Haar der Herrin verſtört hat, es ſieht ganz zerwühlt aus!“

Ein ſüßes Lächeln kam und ging über Adriennens Lippen und kam wieder — „der Abendwind“, der das nachtdunkle Haar zerwühlt hatte, es war die ſchmeichelnde Hand des Geliebten geweſen, die darauf geruht, es war ſein heißer Kuß geweſen, der wieder und wieder in ſeiner weichen Fülle verſunken. Ruhig ließ ſie es geſchehen, daß Madeleine von einem der beiden mächtigen Oleanderbüſche, die neben dem Pfeilerſpiegel ſtanden, eine prächtige, mandelduftende Blüte abbrach und ſie graziös in den Haarwogen befeſtigte, ſo daß der Papagei ein lebhaftes „Bellissima, regina mia!“ ausſtieß.

„Beliebt der Herrin eine Zigarette?“

„Nein!“

„Darf ich den Flügel aufſchlagen?“

„Nein, ich ſinge heute nicht mehr; du kannſt gehen, ich bedarf deiner nicht weiter.“

Madeleine gehorchte mit rührender Bereitwilligkeit; ſie wußte nur zu gut, wer ſie draußen hinter den Taxus-

wänden des Gartens ſeit dem Sinken der Sonne erwartete.

Wie ein ruheloſer Geiſt glitt die hohe, weiße Geſtalt Adriennens mit leicht über der Bruſt gekreuzten Armen unhörbar in dem weiten Gemach auf und nieder. Tiefe Abendſchatten ſtahlen ſich durch die halb niedergelaſſenen, türkiſchen Vorhänge und krochen in die Ecken und Winkel des Zimmers; wie einer der weißen Nebelſchleier, die heute über den See geflattert, floß die lange Schleppe hinter ihr drein, und als ſie ſich zufällig umſah, ſchauerte ſie zuſammen, als habe ſich eines der großen Leichentücher an ihre Ferſen geheftet und gleite ihr nun geſpenſtig auf Schritt und Tritt nach.

„Wer iſt da?“ Es war ihr, als habe ſich die Tür des kleinen Vorzimmers leiſe geöffnet, als habe ſie eine gedämpfte Stimme flüſtern hören, — nein, es konnte nichts geweſen ſein.

„Ich kann nichts Schwankendes dulden in meinem Leben“, hatte er damals geſagt, nach jener Kahnfahrt, als ſie ihr Bild in den verzitternden Meereswellen betrachtet. „Klar und beſtimmt muß alles ſein, was mich umgibt.“ Und jeder Zug ſeines charaktervollen

Geſichts hatte ſich dabei vertieft in ſtolzer Energie. Und ſie! Ach, wie viel Schwankendes war in ihrem Leben! Wie haltlos fühlte ſie ſich gegenüber den drohenden Schatten der Vergangenheit, den warnenden Stimmen der Zukunft!

Hinter der weißen Geſtalt öffnete ſich leiſe die Tür, die dunklen Umriſſe zweier Männer ſtanden einen Augenblick im Rahmen derſelben, — jetzt mußte ſie ſich umwenden — und jetzt —

Sie ſchrie nicht auf, ſie fuhr nicht zurück, — nur ihre Hände löſten ſich und ſtreckten ſich langſam, wie mechaniſch, vor, als wollten ſie eine Geiſtererſcheinung abwehren.

„Wir haben Sie erſchreckt, Gnädigſte“, begann der ältere der beiden Männer, einen Schritt näher tretend, „das wollten wir nicht, verzeihen Sie uns. Sie ſind ſchlecht bedient, wir fanden niemanden im Vorzimmer, und unſer Klopfen müſſen Sie wohl überhört haben. Vielleicht hätten Sie die Güte, Licht anzuzünden, damit man ſich doch endlich Aug' in Auge —“

„Baron Czertanow!“ Sie ſtammelte es wie ge-

dankenverworren, wie vollständig betäubt von seinem unerwarteten Anblick.

„Derselbe, meine Teuere! Erschreckt Sie das so sehr? Wie, oder wären Sie wirklich so — so kindlich gewesen, zu glauben, ich hätte unsere damals getroffene, feierlich verbriefte und vor Zeugen beglaubigte Abrede vergessen und hier am Strande der Ostsee, im Sande, unbeachtet die Perle liegen gelassen, mit der ich unsern alten, stolzen Stammbaum zu schmücken gedenke?“

Sie antwortete keine Silbe; jedes Glied ihres Körpers schien noch zu zucken von dem jähen Schreck, — mit fliegendem Atem wandte sie sich und nahm von einer prachtvoll gearbeiteten Lampe die Glocke herunter, — sie klirrte bedenklich in ihrer Hand.

„Gestatten Sie mir!“ Der jüngere Baron trat dazu und zündete rasch die Lampe an, deren mildes, helles Licht nun voll und klar die drei Personen anstrahlte.

„Sie erlauben, daß ich mich setze“, begann der ältere wieder, „der anstrengende Reisetag hat meine Kräfte einigermaßen mitgenommen.“

Er ließ sich auf ein bejahendes Zeichen des Mädchens in einen der weichen türkischen Sessel sinken

und betrachtete, den Kopf leicht an die gepolsterte Rückwand gelehnt, die schlanke, weiße Gestalt, wie ein Kenner ein schönes Kunstwerk mustert; sein Sohn stützte sich mit der Rechten auf die Marmorplatte des Spiegels und verwandte gleichfalls kein Auge von dem jungen Mädchen.

„Keine üble Idee, Viola Karlowna, Sie erlauben, daß ich meiner alten Gewohnheit treu bleibe und Sie auf russische Manier anrede, ich kann mich immer noch nicht mit den deutschen Benennungen befreunden; keine üble Idee, daß Sie den Namen einer mittelmäßigen amerikanischen Sängerin akzeptieren, um hier an diesem obskuren Örtchen im strengsten Inkognito zu leben, während die echte Adrienne York sich in den Südstaaten Amerikas unverzagt als die berühmte Viola Lindsay feiern läßt. Hoffentlich ist die gute Dame nicht unvorsichtig genug, ihre sehr mäßigen Stimmmittel zu produzieren, man würde selbst unter den harmlosen Yankees bald den Betrug merken. Wie gesagt, gut ersonnen! Sie glaubten entweder, ich wäre vergeßlich genug, nicht weiter an unsern geschlossenen Vertrag zu denken, oder meine hinfällige Gesundheit würde mir die

weite und gefahrvolle Seereiſe nicht geſtatten, ich würde mein Leben nicht aufs Spiel ſetzen, lediglich um mich zu überzeugen, ob Viola Lindſay noch lebte und an ihre guten Freunde dächte! Iwans waren Sie ſicher; bei ſeinem trägen Temperament — ſeine Mutter war eine richtige Vollblutruſſin, damit iſt alles geſagt — ließ es ſich nicht annehmen, daß er Ihnen durch die weite Welt nachziehen würde, und ſo hofften Sie, der feſtgeſetzte Termin würde vorübergehen, und Sie würden ſomit frei werden, wie ein Vogel in der Luft — iſt es nicht ſo?“

Sie hatte die Arme ſchlaff herabſinken laſſen und ſah mit erloſchenen Augen vor ſich nieder, ein Bild hoffnungsloſen Schmerzes.

„Es iſt ſo!“ Jeder Metallklang ſchien aus der Stimme geſchwunden zu ſein; hohl und tonlos fielen die drei Worte von ihren Lippen, und dabei ſenkte ſich ihr Haupt, als wenn ihre Laſt ſie zu Boden drückte.

„Du ſiehſt, Iwan, auch diesmal ließ mich meine Menſchenkenntnis nicht im Stich!“ Er nickte zu dem Sohn hinüber und wandte dann wieder den Kopf zu ihr zurück. „Sie waren von jeher mit einem ſehr geringen

Quantum weiblicher Neugier behaftet, Viola Karlowna, — beweiſen Sie das auch heute, indem Sie nicht weiter forſchen, wie es uns gelang, auf Ihre Spur zu kommen. Nehmen Sie an, es betätigte ſich wieder einmal die alte Wahrheit vom Magnet, der unwiderſtehlich das Eiſen anzieht. Tatſache iſt, daß ich Ihnen vor Jahren Mittel und Wege ebnete, um Ihrem künſtleriſchen Zuge folgen zu können und daß Sie ſich feierlich mündlich und ſchriftlich vor Zeugen verpflichteten, binnen zehn Jahren die Gattin meines einzigen Sohnes zu werden, welchem Sie ſich damals bereits verlobten. Sollten Sie aus irgend welchen perſönlichen Gründen inzwiſchen anderen Sinnes geworden und geneigt ſein, den Pakt zu brechen, ſo habe ich, wie Sie ſehr wohl wiſſen, die Macht in Händen, Sie nachdrücklich daran zu erinnern, daß man nicht gut daran tut, gegebene Verſprechen zu löſen.

Die Vergangenheit Ihrer Mutter iſt mir genau bekannt, und ich würde unter gewiſſen Verhältniſſen keineswegs davor zurückſchrecken, die ſtaunende Welt mit einem Skandal-Roman zu unterhalten, deſſen Mittelpunkt die Frage bildet, mit welchem Recht Viola Lindſay den in

England hochgeachteten Namen ihres Vaters führt. Ob, dies öffentliche Verfahren eine so allbekannte Künstlerin in ihrem leicht verletzten Stolz und peinlich strengen Ehrgefühl nicht tötlich empfinden würde, wage ich nicht zu entscheiden. Sie verzeihen, daß ich noch einmal Punkt für Punkt unseren damaligen Kontrakt durchgegangen bin, dessen Wiederholung Sie zweifellos nicht angenehm berührt, allein es findet sich bei Damen häufig eine Unsicherheit des Gedächtnisses vor, die das Handeln bedenklich gefährdet."

„Sie hätten ruhig sein können", brach es jetzt von ihren Lippen. „Nicht ein Wort jenes entsetzlichen Vertrags habe ich vergessen, nicht ein Wort! Mit steigender Angst, mit wachsendem Grauen habe ich im Verlauf dieser Jahre wieder und wieder das bedacht, was ich damals als urteilsloses Kind gelobt; verzweiflungsvoll griff ich nach dem letzten Ausweg, mich zu verbergen unter falschem Namen, mich nicht finden zu lassen; mein Wort wollte ich nicht brechen, aber umgehen wollte ich das Gelübde, das man einem unmündigen Kinde abgelockt, indem man ihm die Erfüllung seines heißesten Wunsches vorspiegelte."

„Vorſpiegelte? Sie erlauben!“ Er fiel ihr mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit ins Wort. „Iſt nicht alles geſchehen, was zu Ihrer Ausbildung gut und zweckmäßig war? Wenn die Laufbahn, welche Sie ſo glühend zu betreten begehrten, Ihren Erwartungen nicht entſprach, wenn es Sie nicht befriedigte, als einer der erſten Sterne am Himmel der Kunſt zu glänzen, — iſt das meine Schuld? Einem unmündigen Kinde hat man ein Gelübde abgelockt, ſagten Sie nicht ſo? Wohlan! Es ſteht ja der mündigen, gereiften Künſtlerin, die Welt und Leben nun genügend kennt, frei, jenes Gelübde jetzt zu brechen, und ſie iſt auch imſtande, den Preis zu würdigen, um welchen es geſchehen würde!“

„Die Ehre meines Namens, die Ehre meiner Mutter, die ein grauſames Schickſal in die Hand eines Dämons gelegt hat, um mich erbarmungslos dadurch zu martern! Blindlings griff ich damals zu, und goldene, ſchöne Jahre ſind auf jene verhängnisvolle Stunde gefolgt! Rein und fleckenlos iſt mein Ruf und mein Leben, — wahrlich, nicht viele Künſtlerinnen gibt es, die das von ſich ſagen können! Mein Lebensodem, mein Höchſtes und Beſtes bleibt immer meine Kunſt, ich würde ihr

alles opfern können, alles, auch mein Liebſtes," — hier ſank ihre Stimme plötzlich — „und von Reue und Enttäuſchung weiß meine Seele nichts! Was ich aber damals, von kindiſchem Ungeſtüm und fieberhaftem Verlangen erfüllt, verſprochen habe, die Folgen unterſchätzend, das wägt die mündige, gereifte Künſtlerin von heute mißtrauiſch mit ſcheuem Blick, und ich frage Sie jetzt: Warum zwangen Sie damals das fünfzehnjährige Mädchen zu einer Handlung, deren Tragweite und Folgenſchwere es nicht entfernt zu überſehen imſtande war, — warum beſtehen Sie jetzt mit ſo fürchterlicher Konſequenz auf dieſem Ihrem Plan und ſcheuen ſich nicht, ſelbſt zu den unwürdigſten Mitteln zu greifen, um ſich meiner erzwungenen Einwilligung zu verſichern? Sehen Sie denn nicht, wie meine ganze Seele ſich empört gegen dieſen ſchmachvollen Handel? Sagt Ihnen Ihr Gewiſſen nicht, daß ich für dieſen Mann," — ſie wies mit ausgeſtreckter Hand auf den jungen Baron — „den ich zuletzt als Kind geſehen, nichts empfinde, als eine grenzenloſe, öde Gleichgültigkeit, die ſchwerlich als Bürgſchaft für eine glückliche Ehe gelten kann? Was treibt Sie an, mich, das willenloſe Werkzeug Ihrer

Willkür, mit gefeſſelten Händen einem verhaßten Geſchick entgegenzuſchleifen?“

Baron Czertanow antwortete nicht gleich, er lächelte nur. Aufſtehend ergriff er die widerſtrebende Hand Adriennens und zog ſie vor den goldumrahmten Pfeilerſpiegel; dann ſchob er mit einer leichten Bewegung ſeinen Sohn neben ſie, deſſen blondlockiges Haupt ihren dunklen Kopf bedeutend überragte; das Glas warf das Bild des ſchönen Paares ſtrahlend zurück, und der Baron nickte triumphierend: „Da haben Sie meine Antwort.“

Sie ſchleuderte mit einer entrüſteten Geberde ſeine Hand zurück und trat beiſeite. Baron Czertanow lächelte noch immer. „Sie ſind unvergleichlich ſchön,“ ſagte er dann ruhig, während ſein Blick unaufhörlich an ihrer Geſtalt hinauf- und hinabglitt, „am liebſten hätte ich Sie zu meiner eigenen Gattin gemacht, hiergegen aber empörte ſich das Gefühl meiner ſchönen, leidenſchaftlichen Freundin, Ihrer Mutter, ſo ſehr, daß ich mich beſcheiden mußte. Was lag nun näher, als daß ich eine ſolche beauté wenigſtens meinem einzigen Sohne zu ſichern wünſchte! Auf Geld brauchte ich es

damals nicht abzuſehen; die ruſſiſchen Frauen ſind mir aus guten Gründen antipathiſch, um nicht zu ſagen verhaßt, ich konnte alſo bei der Wahl meiner zukünftigen Schwiegertochter einzig und allein der Geſchmacksrichtung nachgeben, welcher Iwan und ich folgen. Ihr Name iſt vor der Welt geachtet, er zählt ſogar zu den vornehmſten Familien Englands, und der Eklat, welcher der Liebesheirat Ihres Vaters folgte, umgibt ihn nur noch mit dem Zauber der Romantik. In Ihrem Geſicht, Ihrem Gang, Ihren Bewegungen ſteckt Raſſe, Violo Karlowna, echte, richtige Raſſe, es war mir ſchon damals eine Augenweide, Sie überhaupt nur ſtehen und gehen zu ſehen, und dieſe zehn Jahre haben Sie nur noch entzückender gemacht. Iwan denkt ganz wie ich, wenn er auch zu indolent iſt, ſich darüber zu äußern, er liebte ſchon damals das kleine, ſüße Mädchen, als —"

Adrienne blitzte den Sprecher mit ihren großen, ſchwarzblauen Augen verächtlich an.

„Liebe?" ſagte ſie, die Lippen geringſchätzig kräuſelnd. „Sie tun mir und Ihrem Sohn vor allem zuviel Ehre an, wenn Sie ſeine Meinung über mich derartig inter-

pretieren. Der ſchöne und heilige Begriff der Liebe hat wahrlich nichts gemein mit der Routine, mit welcher Sie ſoeben meine äußeren Vorzüge — taxierten!“

Die Stirn des Barons runzelte ſich leicht, und ſeine wohlgepflegte, beringte Hand öffnete und ſchloß ſich mehrmals in nervöſer Unruhe.

„Sie reden eine deutliche Sprache! Es hat ja wohl jeder ſeine eigene Auffaſſung über den „ſchönen und heiligen Begriff der Liebe“, und, ſo entgegengeſetzt unſere Ideen darüber auch ſein mögen, — wir beide werden dieſes variierte Thema ſchwerlich erſchöpfen. Ich konſtatiere indes mit Vergnügen, daß auch Sie ſich inzwiſchen dem Studium dieſes Rätſels hingegeben haben, wie ich aus der Wärme Ihres Tons und aus dem Feuer Ihrer ſchönen Augen ſchloß, und es wäre mir intereſſant, Ihre Beobachtungen auf dieſem Gebiet zu verfolgen. Halten Sie mich nicht für ſo engherzig, anzunehmen, daß Sie dieſe zehn Jahre über hingelebt haben ſollten, ohne den kleinen Roman eines Frauenherzens, der ja unerläßlich zu ſein pflegt, abgeſpielt zu haben. Auch mein Iwan iſt, trotz ſeines Indifferentismus, weder von Eis noch von Stein, und wenn er ſeinerſeits

ebenſo gewiſſenhaft ſein Verſprechen hielt, wie Sie das Ihre, ſo geſchah das einmal darum, weil es ihm durchaus nicht mit dem Heiraten eilte und er die ſanfte Feſſel der Ehe noch frühzeitig genug klirren hören konnte, — ſodann, weil ihm faktiſch kein Weib begegnet iſt, das es an Schönheit, Eſprit und Grazie mit Ihnen aufnehmen könnte."

Sie war erblaßt, als der Baron mit offenem Zynismus darauf hinwies, daß ſie ein Liebesverhältnis habe oder gehabt habe — eine leidenſchaftliche Antwort ſchien auf ihren Lippen zu ſchweben, doch bezwang ſie ſich mit einer gewaltſamen Anſtrengung; einen raſchen Entſchluß faſſend, trat ſie plötzlich auf den jungen Baron zu, und, ihre ſammetweiche Hand auf die ſeine legend, ſchlug ſie die Augen mit dem Ausdruck rührenden Flehens zu ihm auf.

„Sie kenne ich noch wenig," ſagte ſie leiſe, und die ganze unbeſchreibliche Scheu einer zagenden Mädchenſeele lag in ihrer Stimme, „ich weiß nicht, ob Ihr Herz auch ſo hart, ſo grauſam und unerbittlich iſt, wie das Ihres Vaters. Es iſt wahr, ich gab mein Wort, aber ich ſagte es Ihnen ſoeben, und Ihnen ſelbſt wird

es noch erinnerlich ſein, wie ich es gegeben. Eine glückloſe Ehe iſt ein Fluch, und ich glaube, nein, ich weiß, daß dieſer Fluch auf der unſern ruhen wird! Nicht meinetwillen, um Ihrer ſelbſt willen bitte, beſchwöre ich Sie, geben Sie mich frei! Nie kann mein Herz Ihnen gehören, es iſt nicht möglich. Kein gemeinſames Streben, kein Intereſſe bindet uns aneinander; ſeien Sie edel und großmütig, erlöſen Sie mich und ſich ſelbſt von der Verpflichtung, die ein anderer erſann, die meiner und Ihrer unwürdig iſt. In Ihrer Hand liegt mein ganzes Schickſal; geben Sie mir meine Freiheit wieder, und ich will Ihnen danken bis zu meinem letzten Atemzug!“

Sie war doch noch nicht genug erfahren in Welt und Leben, die „mündige, gereifte Künſtlerin!“ Sie hätte es ſonſt verſtanden, das eigenartige Funkeln zu deuten, das gleich bei ihren erſten Worten in der Tiefe dieſer waſſerhellen Augen erwachte; ſie hätte die jähe Röte, welche in das blaſſe Geſicht des ſchönen Mannes ſchoß, verſtanden, und ſie wäre zurückgetreten und hätte lieber das Ärgſte erduldet, als dieſes Mannes, auf deſſen Hand ſie ſo vertrauend die ihre gelegt hatte.

Er hob jetzt dieſe weiche, zarte Hand empor und ließ ſeine Lippen darauf ruhen, ſo heiß und feſt, daß ſie zuſammenſchrak und umſonſt ſtrebte, ſich zu befreien, — und jetzt verſtand ſie auch den Ausdruck ſeiner Augen und wandte ſich zitternd ab.

„Ich könnte Sie nicht mehr freigeben, wenn ich auch wollte," ſagte der junge Baron jetzt, und ſeine ſchwere, apathiſche Stimme kontraſtierte ſeltſam mit dem ruheloſen Flimmern ſeiner Augen. „Sehen Sie denn nicht, daß ich Ihr Sklave bin und daß mich der Vertrag beſeligt, der mir das ſchöne Kind vor zehn Jahren zum Weibe verſprach?"

Er legte den Arm um ſie und verſuchte, ſie an ſich zu ziehen. Mit ihrer ganzen Kraft riß ſie ſich los und zeigte, ſtumm vor Empörung, nach der Tür.

Der ältere Baron ſtieß ein leiſes, ſardoniſches Lachen aus.

„Ich wußte es ja! Lehrt mich meinen Iwan kennen! Ganz ſeine Mutter, wenn man ſie richtig zu behandeln wußte! Wann dürfen wir wiederkommen, Viola Karlowna, um das Nähere wegen der Verlobung zu beſprechen?"

Sie ſah ihn mit großen Augen an, ohne ihn zu verſtehen; es lag etwas Wildes, Furchteinflößendes in ihrem geiſterhaft entfärbten Geſicht.

„Wir wollen gehen, Iwan.“ Der Vater nahm den Arm ſeines Sohnes und zog ihn nach der Tür. „Morgen früh um zehn Uhr ſprechen wir wieder vor, eine Nacht ruhiger Überlegung vermag viel. Bis dahin keine Unbeſonnenheit. Viola! Wir verlieren Sie nicht aus den Augen, mein Wort darauf! Sie ſind unſer!“ —

Klopfenden Herzens ſchlich Madeleine zum Hotel zurück, ſie hatte ſich über Gebühr lange mit François — das förmliche „monsieur Voltaire“ war längſt verbannt worden — verweilt; das Geſprächstema, welches die beiden Liebenden verhandelt hatten, war gar zu intereſſant geweſen; ſie hatten Pläne entworfen, die ihre gemeinſame Zukunft betrafen.

Franz wollte, ſo ſchwer ihm die Trennung von ſeinem verehrten Herrn Profeſſor auch würde, eine Stelle als Portier annehmen, und Madeleine wollte Putzarbeiten machen, in welchem Artikel ſie Außerordentliches leiſtete. Der Verliebte hatte ſeinem hübſchen, ausländiſchen Schätzchen einen kleinen goldenen Ring mit

einem aus blauen Steinen zuſammengefügten Vergiß-meinnicht an den Finger geſteckt und zum Lohn für dieſe zarte Aufmerkſamkeit manchen Kuß von ihren roten Lippen geraubt. Über dem Plänemachen und Küſſen aber war die Zeit reißend ſchnell vergangen, und als Franz endlich beim ungewiß flackernden Schein eines Zündhölzchens ſeine große ſilberne Taſchenuhr zu Rate zog, erſchrak das zärtliche Paar gewaltig und trennte ſich in größter Haſt. Auf den Zehen ſchlich Madeleine durch das kleine, dunkle Vorzimmer, doppelt ängſtlich, da ſie Licht durch die Türſpalte ſchimmern ſah; die Herrin mußte ja notgedrungen ihre geröteten Wangen und ihre Verlegenheit ſehen.

Behutſam zog die kleine Franzöſin den Türdrücker nieder und ſchlich ins Zimmer. Halb über das niedrige, türkiſche Ruhebett hingeſtreckt, lag die Sängerin, beide Hände in das blauſchwarze Haar vergraben, die Augen zugedrückt, die Lippen geöffnet, wie im heftigſten phyſiſchen Schmerz. Madeleine ſtürzte mit angſtvoller Miene auf ſie zu.

„Um Gotteswillen, was iſt geſchehen? War jemand hier?“ Die beſtürzte Zofe mußte die Frage wiederholen,

ehe ihre Herrin begriff, was ſie von ihr wolle; dann richtete ſie ſich allmählich auf und ließ langſam die Hände herabſinken.

„Ja, ja, es war jemand hier!“ Es lag ein ſo tiefer Jammer in der erloſchenen Stimme, daß die Augen des treuen Mädchens ſich mit Tränen füllten, während ſie neben der geknickten Geſtalt niederkniete und traurig zu ihr emporſah.

„Du kannſt weinen, ich wollte, ich könnte auch weinen!“

Sie ſtrich ſich mehrere Male mit der Hand über die brennenden Augen, als könnte ſie auf dieſe Weiſe die Tränen hervorlocken.

„Kann ich nichts für meine Herrin tun, kann ich ihr gar nicht helfen?“

„Helfen!“ Sie faßte das letzte Wort auf und ſprach es gedankenvoll nach. „Wie ſoll einer dem anderen helfen können, wenn dieſer andere ſich ſelbſt ſein Schickſal bereitet hat? Die Deutſchen haben ein Sprichwort, wie heißt es doch gleich? Jeder iſt ſeines Glückes Schmied! Und dann: Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott! — Jawohl, nur wird einem die Selbſthilfe

zuweilen ſchwer gemacht. Es iſt ein gutes Ding um ſolche Sprüche, leider aber trifft es ſich oft, daß ſie nicht recht mit der Lage, in der man ſie anwenden könnte, zuſammenſtimmen! Was ſiehſt du mich ſo ängſtlich an? Krank bin ich nicht, mir iſt nur, als habe mein Herz aufgehört zu ſchlagen; das iſt eine ſonderbare Empfindung, ich hatte ſie noch nie!“

Sie ſtarrte vor ſich hin und griff wieder mit beiden Händen in ihr üppiges Haar; dabei kam ihr die Oleanderblüte zwiſchen die Finger; ſie zog ſie haſtig heraus und betrachtete ſie.

„Du biſt noch hier, kleine, roſige Blume? Was willſt du noch von mir? Wir beide paſſen nun nicht mehr zuſammen, es iſt Zeit, daß wir uns trennen. Zu ſolchen Blumen gehört ein frohes, leichtes Herz, in dem das Glück wohnt; wie ſüß ſie duftet, wie betäubend ſüß!“ Sie drückte einen Moment die Blüte an ihren Mund und ſchien den Duft zu trinken, dann warf ſie dieſelbe plötzlich weit von ſich: „Genug, es iſt genug!“

Sie ſprang auf und tat ein paar Schritte ins Zimmer hinein. Madeleine erhob ſich gleichzeitig und ſah ihr unruhig nach.

„Es iſt zum Erſticken heiß hier drinnen, findeſt du nicht? Oder iſt es nur, weil mein Herz ſtill ſteht, ganz ſtill, — ich kann nicht mehr atmen! Luft muß ich haben, — — Luft!!“

Sie riß das Fenſter auf und lehnte ſich weit hinaus. Die ſchwere Nebelluft ſchlug ihr feuchtkalt entgegen, und Madeleine, die beſorgt gewahrte, daß die Herrin ſich nicht zurückzog, holte haſtig aus einem Schrank den weißſeidenen Burnus und legte ihr denſelben leiſe um. Wie unwillkürlich griff Adrienne nach der Hülle, ſie feſter um ſich zu ziehen, dann zerrten ihre Hände haſtig das ſeidene Gewebe nieder, und ſie wandte ſich mit flammenden Augen um.

„Wie konnteſt du es mir antun, mir dieſen Mantel zu geben? Weißt du denn nicht, wann ich ihn zuletzt getragen?“ Es überlief ſie ſchaudernd; dann ſtreichelte ihre Hand ſanft die Wange des erſchrockenen Mädchens.

„Sei ruhig, du kannſt nicht dafür! Ich bin dir nicht böſe! Aber nimm den weißen Mantel fort, ich kann ihn nicht ſehen.“

Sie ſtarrte auf die zu Boden geſchleuderte Hülle, und der Ausdruck ihrer Züge wurde weicher.

„Damals ſchlug mein Herz noch," flüſterte ſie ſo leiſe, daß die Franzöſin keinen Laut verſtehen konnte, „ſtürmiſch und Glück verlangend, klopfte es unter der weißen Seide und hatte alles vergeſſen, was es in früheren Jahren gefürchtet, alles! Nun ſoll es das ganze Leben hindurch ſo tot in mir liegen! Nein!" Sie rief es laut und energiſch.

„Einmal muß es noch aufleben, wenn auch in Schmerz und Verzweiflung! Geh' hinunter," wandte ſie ſich zur Zofe, „und bitte Herrn Profeſſor Norrmann, zu mir zu kommen, — ſogleich; ich hätte dringend mit ihm zu ſprechen, es wäre mein ſehnlicher Wunſch!"

Madeleine entfernte ſich mit erſtauntem Geſicht. So lange ſie bei der Sängerin war, hatte dieſe, die ängſtlich über ihren Ruf wachte, noch nie zu ſo ſpäter Stunde Herrenbeſuch empfangen, und jetzt wünſchte ſie es ſelbſt! Drinnen kreiſchte plötzlich der Papagei auf, er wiegte ſich auf ſeinem blanken Ständer, dann kletterte er herab, ſoweit es die Kette an ſeinem Fuß geſtattete und ſchrie aus voller Kehle: „Diva! Bellissima! Adorata!"

Adrienne ſtrich leiſe mit dem Finger über das Ge-

fieder des Vogels. „Ja, ja, ſo rufen ſie auch, die Menſchen, wenn ich in Atlasſchleppe und Goldſtickerei auf der Bühne ſtehe; von dir höre ich es lieber, du kannſt ja nicht wiſſen, ob die beneidete Schönheit auch eine Seele hat unter all dem Pomp und Flitter. Sie werden es wieder rufen, wie einſt, und werden jubelnd in die Hände klatſchen und mir Lorbeerkränze zuwerfen, und ich werde ſie aufheben und mich mit dankendem Lächeln verneigen, wieder und wieder, wie eine Marionette, ſo oft das gnädige Publikum es wünſcht. Und wenn ich dann heimkehre . . .“

Sie ſtockte, und ein inneres Entſetzen ſchüttelte ihren ganzen Körper.

Draußen kam es die Treppe herauf, — ein leichter Schritt, der, oben angelangt, ſofort ſeitwärts verklang, und feſte, raſche Männertritte, die geradswegs auf das Vorzimmer zukamen. — Im türkiſchen Gemach war alles ſtill, die Bewohnerin ſtand regungslos mitten darin, die herabgeſunkenen Hände feſt in einander verſchlungen, das Haupt erhoben, die weit geöffneten Augen unabläſſig auf die Tür gerichtet, durch die er kommen mußte! Wie ihr Herz jetzt klopfte!

„Adrienne!“ Er war raſch eingetreten und ſtand nun neben ihr, ſie leiſe an ſich ziehend.

„Ich bin Ihrem dringenden Wunſch gefolgt, aber mein Aufenthalt kann nur von kurzer Dauer ſein, es iſt bereits ſpät, man könnte leicht Anlaß zu einem müßigen Gerede finden, und Ihr Ruf iſt mir zu teuer.“

„Mein Ruf?“ Sie ſchüttelte verächtlich den Kopf. „Was liegt an dem Ruf einer Opernſängerin, die überdies eine verlobte Braut iſt und in kürzeſter Zeit vor den Stufen des Altars ſtehen wird?“

Er verſtand nicht den wilden Hohn, der aus dieſen Worten klang, er faßte nichts, als den Sinn, für den er nur eine Auslegung fand.

„Iſt es möglich, mein Herz? War das die Botſchaft, die du mir verkünden wollteſt? Adrienne, — ſo darf ich bald hoffen, dich mein zu nennen?“

Sie ſah empor in das ſchöne, glück- und hoffnungſtrahlende Antlitz, das ſich über ſie neigte, dann bewegte ſie die Lippen; dreimal verſuchte ſie zu ſprechen, aber die Stimme, die zwei leidenſchaftlich liebenden Herzen ihr Elend verkünden ſollte, verſagte ihr.

Er blickte ſtumm und erwartungsvoll zu ihr nieder und gewahrte, daß ihre Augen immer dunkler und tiefer wurden; umſonſt verſuchte er, den Ausdruck darin zu enträtſeln.

„Ich verſtehe dich nicht, mein Lieb,“ ſagte er endlich.

„Du wirſt es lernen, Roderich! Komm'!“

Sie zog ihn neben ſich auf den türkiſchen Divan nieder.

Es war das erſte „Du“, das er aus ihrem Munde hörte, und trotz des bangen Vorgefühls, deſſen er ſich umſonſt zu erwehren ſuchte, ſchwoll ſein Herz von Stolz und Seligkeit bei dieſem Wort, während er ſich über die Hand neigte, die vor einer halben Stunde der ruſſiſche Baron an ſeine Lippen gezogen hatte.

Es blieb eine Zeitlang ſtill im türkiſchen Zimmer — wer das ſchöne Paar in dem elegant ausgeſtatteten, ſanft erleuchteten Gemach hätte ſitzen ſehen, Hand in Hand, Auge in Auge, hätte wohl nicht geahnt, welch' ſchwerer innerer Kampf im Herzen der weißgekleideten Frauengeſtalt tobte und welch' dunkle, troſtloſe Enthüllungen des Mannes harrten, deſſen Blick ſo geſpannt an den Zügen ſeiner Geliebten hing.

„Du erinnerſt dich genau jener Kahnfahrt auf dem Meer?“ begann endlich Adrienne.

„Wie ſollte ich nicht! An jenem Tage wußte ich zuerſt das Gefühl zu deuten, das unter den Tönen deiner wunderbaren Stimme erwacht war, — an jenem Tage wußte ich, daß ich dich mit der vollen Glut meiner Seele liebte und lieben würde mein ganzes Leben lang — und das Leben, die Welt, mein Beruf, meine Wiſſenſchaft — nie iſt mir das alles in ſo ſonnengoldenem Licht erſchienen, wie jetzt in dem Strahlenglanz deiner Liebe, die mir alles verklärt, was mich umgibt, die mich vergeſſen läßt, wieviel Elend es auf dieſer armen Erde gibt — die mir meine Zukunft —“

„Still! Nicht weiter!“ Sie legte einen Augenblick den Kopf zurück und rang nach Atem. „Und erinnerſt du dich auch der Geſchichte meiner Kindheit und erſten Jugend?“

„Wort für Wort! Es iſt mir manches dunkel darin geblieben, und ich nahm mir vor, dich zu fragen —“

„Der Augenblick iſt da! So höre! Jener ruſſiſche Baron, den du meinen „Wohltäter“ nannteſt, er war — jetzt muß ich dir ſagen, was ich neulich verſchwieg

und dir ewig verſchweigen wollte — jahrelang der Geliebte meiner Mutter geweſen, er kannte ihre ganze Vergangenheit genau und hatte ihre Ehre und die meines ahnungsloſen Vaters, deſſen ganzen Familienſtolz ich geerbt, in ſeiner Hand. Meinen glühenden Wunſch, zur Bühne zu gehen, kannte er und machte ſich und ſeinen Zwecken das leidenſchaftliche Verlangen eines unerfahrenen, fünfzehnjährigen Mädchens zunutze. Er verſprach mir, für meine Ausbildung Sorge zu tragen, in jeder Weiſe meine Laufbahn als Künſtlerin zu ebnen und zu glätten, wenn ich mich zu einer Bedingung verſtand. Er hatte einen einzigen Sohn — —"

„Adrienne!" Der Profeſſor ließ ihre Rechte, die er bisher zärtlich in ſeinen Händen gehalten, plötzlich los und fuhr zurück, bleich wie der Tod. „Und du haſt eingewilligt?"

Sie nickte traurig. „Wenn man fünfzehn Jahre alt iſt, ſeinen heißeſten Wunſch erfüllt ſieht, von Liebe und Ehe nichts weiß, auch nichts wiſſen will, — dann hat der Gedanke, nach zehn Jahren einem Mann anzugehören, von dem man weiter nichts weiß, als daß er ſchön und reich iſt, nichts ſo Fürchterliches! Ich dachte überhaupt

nicht an den Augenblick, in dem man mir die Erfüllung meines Verſprechens abfordern würde — vor mir lagen zehn ſchöne, goldene Jahre, voller Freiheit, voller langerſehnten Künſtlerlebens, — eine lange Zeit; was darüber hinaus war, lag in unermeßlicher Ferne, war mir, wenn ich überhaupt einmal daran dachte, wie etwas ſo Unfaßbares, ſo Unmögliches, daß ich die Idee nicht weiter verfolgte. Nie dachte ich an die Möglichkeit, daß mein Herz je Liebe zu einem Mann empfinden könnte; was ich von Liebe bisher geſehen, war mir ſo lächerlich, verächtlich, im beſten Fall gleichgültig oder unverſtändlich erſchienen, — mein Leben war ſo ausgefüllt! O Roderich, wie leidenſchaftlich liebte ich meine Kunſt, wie liebe ich ſie noch! Sie hob mich hinweg über alle Klippen, jedes Drangſal und jede Bitterkeit des Lebens, — auf den Wogen der Töne ſchwamm ich in meinem vertrauten, geliebten Element! Ich hatte ja nicht mein Herz, meine Liebe verſprochen, nur meine Hand, ich wollte nach Ablauf jener zehn Jahre kein Gefühl heucheln, das ich unmöglich empfinden konnte, ich wußte, daß ich meinen Beruf nicht aufgeben durfte; was tat der Name, unter dem ich fortan auf der Bühne erſchien? Zuweilen

erfaßte mich wohl ein innerer Schauder, wenn ich an meine Zukunft dachte; welch' namenloſes Elend es aber um eine ſolche glück- und troſtloſe Ehe ſein muß, das faſſe ich erſt jetzt, das lernte ich erſt empfinden, ſeitdem mein Herz mir nicht mehr gehört!"

„Und du verſchwiegſt mir jene unſelige Bedingung, du duldeteſt meine Liebe, meine Bewerbung?" Des Profeſſors Stirn war finſter, wie eine Gewitterwolke, und ſeine Brauen zogen ſich drohend zuſammen.

„Nicht dieſen düſtern, feindſeligen Blick, Roderich, ich kann ihn nicht ertragen!" flehte ſie, die gefalteten Hände emporhebend. „Höre mich zu Ende! Ich verbarg mich, da ich ſeit Jahren nichts mehr von meinen Peinigern gehört, in dieſem ſtillen, weltabgeſchiedenen Ort. Eine Kollegin erwies mir die Gefälligkeit, in Amerika meine Rolle unter meinem Namen zu ſpielen, was jetzt, da die Saiſon vorüber, nicht allzu ſchwer iſt, auch ſie lebt ganz einſam, ganz zurückgezogen, ihrer ſchwankenden Geſundheit wegen, auf einem weltabgeſchiedenen Landſitz in Chile. In den Zeitungen wurde abſichtlich unſer beider Aufenthalt nie genannt, wir hatten jeden Fingerzeig darüber unterdrückt, — ſo hoffte

ich, der gefürchtete Termin würde verſtreichen, ohne daß man mich fand; ich hoffte, da der ältere Baron vor wenigen Jahren ein Ehebündnis geſchloſſen, der jüngere könne inzwiſchen ebenſo gehandelt und beide den Gedanken, mich zu einem gezwungenen Bündnis zu veranlaſſen, aufgegeben haben! Seit heute, ſeit einer Stunde, bin ich anders belehrt worden! Wie ſie meinen Aufenthalt ausgekundſchaftet, — ich weiß es nicht, ſie müſſen ihre Spione überall haben. Erbarmungsloſer iſt nicht der Tiger, der ſeine Beute feſthält, nicht die Schlange, die ihr Opfer umringelt hat, als dieſe beiden eiſigen Weltmenſchen, die die glanzvolle Ziffer in ihrem Rechenexempel unter keiner Bedingung aufgeben, -- unter keiner!“

„Aber du warſt ein Kind, ein unmündiges Kind, als du jenen teufliſchen Vertrag unterzeichneteſt; jede Verantwortung fällt fort, ſowie du dieſen Umſtand in Anrechnung bringſt, du biſt nicht unlöslich gebunden.“

„Und meine Mutter? Und der gute Name meines unglücklichen Vaters und der meinige? Du kennſt dieſe Menſchen nicht! Als ich mündig war, erreichte mich in

Petersburg ein Schreiben des älteren Barons, in welchem er mir eine ausführliche Schilderung des früheren Lebens meiner Mutter machte — du wirſt ſie mir erlaſſen — und mir die Abſchrift von Briefen und Dokumenten überſandte, die die Ehre meines Vaters unrettbar in den Staub ziehen, den Namen meiner Mutter an den Pranger ſtellen und meine ganze Zukunft, meine Stellung, meinen Ruhm auf immer verdunkeln würden. Mit ſaffinierter Klugheit war das erſonnen, nun hat es mich umgarnt und zieht ſich ohne Rettung über mir zuſammen. Ein Wort von mir — und ich bin frei, wenige Wochen ſpäter aber iſt die Welt mit Mitteilungen bekannt gemacht, deren Veröffentlichung mein Leben koſten würde. Lieber tot, zehnfach tot, als ein Leben führen mit befleckтem Namen!“

„Auch wenn nicht du ſelbſt den Flecken darin verſchuldet, — auch dann?“

„Auch dann! Der Familienſtolz meines Vaters ſteckt mir im Blut, und die Art meines Berufes tut das übrige. Auf eine gefeierte Künſtlerin blickt die Welt aus tauſend Augen, der Neid, die hämiſche Schadenfreude, die Sucht zu verleumden, alles das ſucht gefliſſent-

lich nach einem dunkeln Punkt in einem ſolchen Leben und frohlockt mit triumphierender Bosheit, ſobald ſie ihn gefunden. Wer würde glauben, daß das Kind einer ſolchen Mutter nicht um eines Haares Breite vom Pfade der Rechtſchaffenheit abgewichen iſt? Es war mein ganzer Stolz, mein höchſtes, beſtes Gut, daß keine Läſterzunge, auch die böſeſte nicht, es wagen konnte, mein Leben, meine Ehre anzutaſten, und ſo ſoll und muß es bleiben, und ſollte mein Herz auch darüber brechen, ſollte ich auch zugrunde gehen. Wie, — oder hätte nur der Mann das Recht, ja, ſelbſt die Pflicht, jede Verdächtigung ſeiner Ehre, jede Herabwürdigung ſeines Namens wie einen tötlichen Schimpf zu empfinden, eiferſüchtig darüber zu wachen, daß das Andenken ſeiner Eltern rein und frei von jedem Makel ſei und ein Wort der Beleidigung mit Kugel oder Eiſen zu rächen? Und die Frau ſollte das dulden, ſollte nicht jedes Mittel verſuchen, um Schande und Entehrung von zwei Menſchen, die im Grabe modern und deren Andenken ihr heilig iſt, abzuwenden? Mag meine Mutter leichtſinnig oder treulos geweſen ſein, — ich habe ſie geliebt aus voller Seele, wie ſie mich vergöttert hat bis zu ihrem letzten Hauch,

und nicht an mir iſt es, ſie zu verdammen. Meinen Vater habe ich verſtehen und würdigen gelernt nach ſeinem Tode und ihn tief und innig bemitleidet um ſeines verlorenen Lebens willen, obſchon er den Verluſt ſeiner Ehre, den er ſicher nicht überlebt hätte, nie geahnt hat. An dem Tage, an welchem ich Baron Czertanow meine Hand reiche, gehen jene verhängnisvollen Papiere in Flammen auf, dann iſt mein Herz tot, aber die Ehre meines Namens gerettet. Eine Künſtlerin, auf die die ganze Welt mit Fingern zeigt und welche die Heldin eines Skandalromans iſt, könnte ja doch nimmermehr die Gattin eines geachteten Mannes werden und in eine ehrenwerte Familie eindringen."

Adrienne ſchwieg ſtill; ſie hatte, während ſie ſprach, kein einziges Mal die Augen zu ihm erhoben; nicht daß ſie ſich ihrer Überzeugungen und Grundſätze geſchämt hätte, — ſie wagte es nicht, den Ausdruck zu ſehen, den ihre Erzählung auf ſeinen Zügen zurückgelaſſen. Eine Bewegung von ihm ließ ſie dennoch aufblicken. „Was willſt du?"

Er erhob ſich mühſam, als habe Schreck und Schmerz ſeine Glieder gelähmt.

„Ich will gehen, Adrienne," — er hielt plötzlich inne, „oder, wie soll ich dich bei deinem wahren Namen nennen, du haſt ihn mir nicht geſagt!"

Mit einer zaghaft ſcheuen Zärtlichkeit, die bei dieſem ſtolzen Weibe etwas unſagbar Rührendes hatte, ergriff ſie ſeine herabhängende, kalte Hand und preßte ſchüchtern ihre Lippen darauf.

„Für dich will ich immer Adrienne bleiben, und der Name wird mir teuer ſein mein ganzes Leben lang. Du wirſt die Sängerin „Viola Lindſay" oft noch auf deinen Reiſen nennen hören, — das iſt deine Adrienne, die nie aufhören wird, ihre erſte und einzige Liebe zu hegen und zu bewahren im tiefſten Heiligtnm ihres Herzens. Wenn die Verkörperung höchſten, qualvollen Schmerzes fortan mit erſchütternder Lebenswahrheit von mir dargeſtellt wird, ſo ahnt gewiß niemand aus der Menge, die die große Künſtlerin bewundert, daß ſie, wenn auch nur für Minuten, den Schleier von dem Geheimnis ihres Lebens zieht und zeigt, was fortan den Grundzug ihres Weſens bildet: das namenloſe Weh um ein zerbrochenes, vernichtetes Lebensglück! Ich aber, — wenn ich auf meinen Wegen den Namen des berühmten

Professor Norrmann im Verein mit unseren bedeutendsten Gelehrten nennen höre, will mit Stolz mein Haupt erheben und dabei denken, daß der Mann, den ich so hingebend liebte, nicht der berühmte Forscher, — daß es mein Roderich war, dem meine Seele folgen mußte, um seiner selbst willen. Laß uns nicht in Groll von einander scheiden, sage mir, daß du mich verstehst und mir nicht zürnst!“

Er schüttelte traurig das Haupt.

„Wie sollte ich zürnen! Du handelst, wie du es für recht erkennst, ich kann dich nicht zwingen, deine Gesinnung zu ändern! Ich kann deiner gedenken in unwandelbarer Treue, du gibst dich einem anderen hin, und das —“ er wandte sich ab, ohne zu vollenden.

„Und glaubst du, dieser andere würde je mein Herz gewinnen, nachdem ich dich gekannt und geliebt? Was von innerem Leben, von besten und tiefsten Gedanken, von reichsten Gefühlen, von seligsten Erinnerungen in mir spricht, das alles gehört dir — kein anderer Mann soll je auch nur ein Atom davon besitzen, — im übrigen lebe ich meiner Kunst, du deiner Wissenschaft, — das Herz hat seine Rolle ausgespielt! Du hältst mich für kalt

und gleichgültig, weil ich das ausſprechen kann, was zwei Menſchenleben ſo grauſam zerſtört. O Roderich, ich hatte Zeit, mich an dieſe Gedanken zu gewöhnen, — immer wieder beſchlich mich dieſe Furcht, ich habe kaum einen ungetrübt glücklichen Augenblick in deiner Nähe verbracht."

Der Profeſſor ſah wie abweſend vor ſich nieder.

„Weißt du, wie heute die Sonne untergeſunken war," begann er plötzlich, „und wie dann Himmel und Waſſer und Land ſich in trübes, ödes Grau hüllten und die geſpenſtiſchen Nebel herbeiſchlichen, und der Abend kam, und nun die lange finſtere Nacht! Das kann ein Bild ſein! Wer die ſtrahlende Sonne geſchaut, der entbehrt ſie ewig, und, was ihm die Welt auch bieten mag, er ſeufzt doch nach ihrem Licht! Es iſt etwas unſagbar Trauriges um ein ſo lichtloſes Daſein! Mein Lebensweg wird dunkel ſein," — ſeine Stimme zitterte merkbar — „ſehr dunkel und ſehr einſam!"

„Und der meine, Roderich?"

Er lächelte trübe.

„Der Genius der Kunſt hat deine Stirn geküßt, in deiner Muſik liegt momentanes Vergeſſen. Begeiſterung,

ſchrankenloſe Hingabe an deinen Beruf hebt dich hinweg über Erinnerung und Vergangenheit! Meine ſtrenge, ernſte Wiſſenſchaft läßt einen ſolchen Aufſchwung nicht zu, ſie kennt nur ein feſtes, unermüdliches Weiterſchreiten auf dem einmal betretenen Pfade, — ach, und ich werde müde werden, wenn deine Augen, deine ſüße Stimme mir fehlen“

In dieſem Augenblick erhob die zierliche, vergoldete Wanduhr ihre feine Stimme und ließ zwölf helle Schläge vernehmen.

„Es iſt Zeit, wir müſſen ſcheiden,“ ſagte Roderich, einen verſtörten Blick um ſich werfend. „Es ſoll dich niemand falſch beurteilen, niemand auch nur wagen, deinen Namen mit zweideutigem Lächeln zu nennen! Leb’ wohl, Adrienne!“

„Roderich, — ſo wollteſt du von mir ſcheiden? So kalt und hart? Es iſt eine Trennung für lange, lange Zeit, — wer weiß, ob wir einander jemals wieder im Leben ſehen! Wenn dein Gefühl — —“

„Was ich fühle, weiß ich ſelbſt wohl am beſten“ — in ſeiner Stimme bebte eine ſo tiefe Seelenqual, daß Adrienne verſtummte —, „das aber ſoll niemand von

Roderich Norrmann ſagen dürfen, daß er die Lippen des Weibes, welches einem anderen Manne gehört, noch einmal geküßt!“

„So ſage man es von mir!“ Sie legte ihre weißen Arme um ſeinen Hals und küßte ihn wieder und immer wieder auf den Mund. „Leb' wohl, zu tauſend Malen, du einzig Geliebter, du Unvergeßlicher!“

Er bog ſich einen Augenblick zurück und legte leiſe und feſt ſeine Hand auf ihr dunkles Haar.

Dann wandte er ſich um und ging mit feſten Schritten aus dem Zimmer.

* * *

Auch im Wohnzimmer der Tanten verkündete die Uhr die zwölfte Stunde; die würdigen Damen waren bereits vor längerer Zeit in ihr Schlafgemach gegangen und ſchliefen den Schlaf der Gerechten. Sicher wären ſie hocherſtaunt geweſen, hätten ſie die ſeltſame Erſcheinung, welche ſich ſoeben in ihrem Wohnzimmer befand, ſehen können. In einen ſpitzenbeſetzten Schlafrock gehüllt, das rotblonde Haar gelöſt, daß es ſie wie ein Mantel umwallte, einen kleinen Handleuchter mit einer brennen-

den Kerze in der Rechten, ſchlich Adele Dorn herein, die Türe weit hinter ſich offen laſſend, und ſchwebte geradeswegs auf das an der Wand hängende Bücherbrett zu, das die Tanten, um am Meeresſtrande nicht ganz ohne Lektüre zu ſein, mit einigen aus Königsberg mitgebrachten Lieblingsſchriftſtellern beſetzt hatten. Das junge Mädchen hob ſich auf den Fußſpitzen empor und holte mit ſicherem Griff, als ob ſie dieſes Experiment bereits mehrfach ausgeführt, aus der letzten Reihe ein ziemlich dickes, abgegriffenes Büchlein mit verblaßtem Goldſchnitt — Rückerts „Liebesfrühling.“ War der Band aus Verſehen beigepackt worden, — hatte Tante Alexe ihn, um das Andenken an ihren „Seligen“ aufzufriſchen, abſichtlich mitgenommen, — kurz, Adele hatte eines Tages das Buch, welches ſie bis dahin nur oberflächlich gekannt, vorgefunden und ſich derart an ſeinem Inhalt begeiſtert, daß ſie allabendlich verſtohlen ins Wohnzimmer ſchlich, die geliebten Gedichte in ihrem ſtillen Stübchen las und zu früher Morgenſtunde das Buch wieder ebenſo verſtohlen zurück trug. Sie war ſich nicht klar darüber, ob die Tanten ihr dieſe gefühlvolle Lektüre geſtatten würden oder nicht, — ſie wußte nur, daß ſie ſich entſetzlich

geſchämt haben würde, hätte ein menſchliches Auge ſie beim Studium des „Liebesfrühlings" betroffen; nur das verſchwiegene Tagebuch war in das Geheimnis eingeweiht. Gottlob! Auch heute unentdeckt! Sie ſchlüpfte in ihr von der Lampe erhelltes Zimmerchen, löſchte das Licht, ſetzte ſich mit frohem Aufatmen an den Tiſch und ſchlug das geliebte Buch auf:

„Er iſt gekommen in Sturm und Regen — ihm ſchlug beklommen" — —

Schritte draußen auf dem Flur — ſchwere, ſchleppende Schritte — Gottlob! es war Roſine! Wenn ſie auch wirklich hereinkam, ſie würde — das ſtand feſt — Adelens Lektüre keiner Prüfung unterwerfen. Richtig! Mit leiſem Knarren öffnete ſich die Tür, Roſinens breites Antlitz ſchaute herein, dann ſchob ſich ihre behäbige Geſtalt langſam nach.

„Sie ſind noch auf, kleines Fräulein?"

„Ich leſe, liebe Roſine! Am Tage habe ich nicht die gehörige Sammlung dazu," — o, über das Schelmengeſicht, wie es errötete — „dieſe ſtille Stunde iſt mir die liebſte!"

„So, ſo! Mit Erlaubnis!" Die Alte ſetzte ſich auf

einen Stuhl und wand langſam ihre dicken Hände um einander.

Mit einem unterdrückten Seufzer legte Adele ihr Buch verkehrt auf den Tiſch, — jetzt konnte ſie unmöglich leſen.

„Was haben Sie denn, liebe Roſine?“ fragte ſie, die ſeltſam feierliche Miene der treuen Seele gewahrend.

„Ach, Fräuleinchen, ich ſollte es eigentlich nicht ſagen, — aber Sie ſind ja jung, und ſo raſches, warmes Blut kennt keine Furcht! Es hat mir ſchon lange faſt das Herz abgedrückt, daß ich es keiner Chriſtenſeele anvertrauen konnte, — aber, du lieber Gott, unſern beiden älteſten Damen darf ich mit ſo etwas nicht kommen, Fräulein Leopoldine iſt auch ſchreckhaft, und Franz, — lieber Heiland, wenn ich wüßte, was jetzt in dem Menſchen ſteckt! Früher konnte man doch ein Wort mit ihm reden, er kam auf meine Kammer und ſetzte ſich auf mein Kanapee und fragte teilnehmend: Wie geht's, wie ſteht's, Roſine? Jetzt — keine Silbe wendet er mehr an mich, kaum, daß er mir noch die Tageszeit bietet! Kaum iſt er mit ſeiner Arbeit beim Herrn Profeſſor fertig, dann

verſchwindet er ſpurlos, und fragt man ihn ſpäter, wo er denn geblieben war, ſchlägt er die Augen zu Boden, wie das böſe Gewiſſen! Und wenn man einen Menſchen gut zu kennen meint, Fräulein —"

Adele hielt ihre kleine Hand vor den Mund, um ein Gähnen zu unterdrücken: „Es iſt ſehr undankbar von ihm! Was wollten Sie mir anvertrauen, Roſinchen?"

Die Alte erhob ſich, trat dicht zu dem jungen Mädchen heran und neigte ſich mit wichtiger Miene und bedenklich emporgezogenen Augenbrauen zu Adelens Ohr herab.

„Bei uns im Hauſe geht es um!" flüſterte ſie, raſch einen Schritt zurücktretend, um die Wirkung ihrer Mitteilung zu beobachten.

Das junge Mädchen, dem dieſer Ausdruck gänzlich unbekannt war, ſah die Alte mit einem verſtändnisloſen Geſicht an.

„Es geht um?" wiederholte ſie. Wer geht um? Was iſt denn das?"

Roſine ſchüttelte über dieſe Unkenntnis bedauerlich den Kopf.

„Das wiſſen Sie nicht? Nun denn — es ſpukt! Verſtehen Sie das?"

Die blauen Augen öffneten ſich weit, um die Lippen bebte es, wie verhaltenes Lachen. „Iſt es möglich?“

„Ganz gewiß! Bei uns zu Hauſe in Königsberg kann kein Spuk mir nahe kommen, da hab' ich einen frommen Spruch über meine Tür geſchrieben und ein Hufeiſen unten davor angenagelt. Hier aber konnte ich nur mit Kreide drei Kreuze an die Tür machen und meine Pantoffeln verkehrt vor's Bett ſtellen, — das iſt aber nur ein Notbehelf! Vielleicht richtet es auch nichts aus, weil die See ſo nahe iſt.“

„Wie äußert der Spuk ſich denn?“ fragte Adele, an ihren Haaren neſtelnd, um ihr Haupt niederbeugen und ihre Lachluſt verbergen zu können.

„Der Spuk? Regelmäßig ſeit einigen Tagen, Schlag zwölfe, geht es ganz leiſe, — tapp — tapp längs dem Korridor hinein ins Wohnzimmer, verweilt dort ein Weilchen, dann wieder — tapp — tapp — hinaus! In Franzens Kammer hat es neulich hell aufgelacht, ich hab' es ganz deutlich gehört, und ſchauerlich klang es nachts zwiſchen elf und zwölf Uhr! Heute aber iſt es ganz aus! Vor einer Stunde ging es in des Profeſſors Zimmer wie ein Flüſtern und dann mit deutlichen

Schritten die Treppe hinauf, — hinunter aber iſt nichts gekommen!“

„Aber, Roſine,“ ſagte das junge Mädchen, ſich zum Ernſt zwingend, „das kann ja doch alles mit rechten Dingen zugehen.“

„So, meinen Sie? Wer ſollte wohl des Nachts um zwölf etwas in unſerem Wohnzimmer zu ſuchen haben, zumal nie etwas fehlt und alles ſteht und liegt, wie es geſtanden und gelegen hat? Und Fräulein! — Aus unſeres Profeſſors Stube kam es heute und ging die Treppe hinauf — wer iſt anders darin, als er ſelbſt? Und daß unſer Herr keinen Menſchen da oben bei nachtſchlafender Zeit zu beſuchen hat, das ſteht wohl feſt. Was ſagen Sie nun?“

Adele konnte nichts ſagen, denn in dieſem Augenblick kamen feſte, raſche Schritte die Treppe herunter und verloren ſich nach der Richtung von des Profeſſors Zimmer.

„Da iſt es wieder!“ flüſterte Roſine, deren runde Augen ſich weit auftaten vor Schreck. „Wer hat nun recht?“

Adele ſchüttelte den Kopf. „Das war kein Spuk,

Roſine! Das war der Profeſſor ſelbſt, der auf ſein Zimmer ging.“

„Aber Fräulein, Fräulein, es kam doch die Treppe herunter! Was in des Himmels Namen hat der Herr Profeſſor da oben zu ſuchen?“

„Das weiß ich nicht, — will es auch nicht wiſſen! Und nun gute Nacht, liebe Roſine, ich bin ſehr müde. Mit dem „Umgehen“ iſt es nichts, glauben Sie es mir!“

Sie reichte der Alten freundlich die Hand, welche dieſe mit ungläubigem Kopfſchütteln nahm.

„Die heutige Jugend will alles beſſer wiſſen,“ ſagte ſie, der Tür zuſchreitend, in vorwurfsvollem Ton. „Gut für Sie, Fräulein, wenn Sie ſich nicht fürchten, — ich weiß, was ich weiß!“

Als Adele allein war, ergriff ſie ſofort wieder ihr Buch, drehte es um, denn die Müdigkeit war nur ein Vorwand geweſen, und begann noch einmal zu leſen: „Er iſt gekommen“ — da hörte ſie wiederum des Profeſſors Tür gehen. Die kleine Rheinländerin war keine Spur abergläubiſch, aber ſie war neugierig, ſie wünſchte dahinter zu kommen, weshalb ihr berühmter Oheim zu nächtlicher Stunde, wie ein ruheloſer Geiſt,

aus- und eingehe, und darum erhob ſie ſich, öffnete die Tür ein wenig und ſpähte hinaus.

Der Profeſſor kam den Hausflur entlang, in ſeinen Plaid eingehüllt, den weichen, breitrandigen Filzhut auf dem Kopf. Er dämpfte durchaus nicht den Schall ſeiner Fußtritte, er ſah aus wie ein Menſch, den nichts in der Welt mehr kümmert; wie ein Nachtwandler blickte er gerade vor ſich hin, und das junge Mädchen an der Treppe empfand eine gewiſſe Furcht vor ihm. Als er ihr aber näher kam, überwog Angſt und Mitleid mit ihm dieſes fremde Gefühl; er ſah ſo bleich aus, ſo tot-müde und doch dabei wieder ſo ſeltſam geſpannt und auf-geregt, und ohne ſich zu beſinnen, trat Adele aus ihrem Verſteck hervor und rief ihm entgegen: „Roderich, um Gotteswillen, was iſt dir geſchehen?“

Das Lampenlicht kam aus dem Stübchen, deſſen Tür ſie nun weit offen gelaſſen hatte, und fiel voll auf das zierliche, weiß gekleidete Mädchen mit dem üppigen Goldhaar; der Profeſſor war ſtehen geblieben und ſah ſie an, ohne ihr jedoch zu antworten.

„Wohin wollteſt du gehen, Roderich?“

„Ich? An das Meer hinunter! Da iſt es jetzt ganz

einſam, Zeit und Welle haben auch die Fußſpur im Sande verweht —“

Adele errötete, denn ihr fiel das Gedicht ein, das Tante Alexe ihr gebracht; ſeine abgebrochene Redeweiſe ängſtigte ſie. „Was willſt du jetzt an der See?“ fiel ſie ein. „Es iſt kalt draußen, und feuchte Nebel machen die Luft ungeſund, geh' lieber zurück in dein Zimmer.“

„Nein, nein! Ich kann es nicht ertragen, dort zu ſein, es regt mich auf!“

„So komm' zu mir herein! Komm'!“ Sie zog ihn raſch über ihre Schwelle und zwang ihn, in einen weichen Seſſel niederzuſitzen. „Erlaube, daß ich dir Hut und Plaid abnehme, ſo! Und nun erklärſt du mir vielleicht deine ſonderbare Nachtwandlerpaſſion.“

Er blieb ſtumm, die Augen ſtarr auf einen Punkt geheftet; ſie ergriff ängſtlich ſeine Hand.

„Roderich, Roderich, ſieh mich an, ſage etwas zu mir!“

Seine Augen wanderten langſam von einem Punkt zum andern und blieben endlich auf ihr haften.

„Was ſoll ich zu dir ſagen? Kannſt du es dir nicht

denken, daß es Augenblicke gibt, in denen man es unmöglich findet, etwas zu ſagen? Du haſt geleſen, laß doch ſehen, — ja ſo! Den Liebesfrühling! Es gibt ein Gedicht darin, das iſt ſehr wahr. Kennſt du es vielleicht? Es fängt an: „Schön iſt das Feſt des Lenzes, doch währt es nur der Tage drei!“

Er nickte vor ſich hin, daß die Haare ihm wirr über die Stirn fielen; dem jungen Mädchen traten die hellen Tränen in die Augen, ſie begann den Zuſammenhang zu ahnen.

„Du biſt unglücklich, Roderich, das weiß ich. Sieh, ich möchte nicht in dich dringen, dir nicht ein Vertrauen abzulocken ſuchen, welches du mir nicht freiwillig gibſt; eine Frage aber mußt du mir geſtatten, ſie geht mich näher an, als du denkſt: Nicht wahr, du liebſt die ſchöne Sängerin?“

Selbſt jetzt, inmitten ſeines tiefen Seelenſchmerzes, berührten ihn die Worte: „ſie geht mich näher an, als du denkſt,“ und Alexens Behauptung, daß Adele ihn liebe, fiel ihm ein. Die atemloſe Spannung, mit welcher ihre Augen an ſeinem Antlitz hingen, ſchien die Wahrnehmung ſeiner Schweſter zu beſtätigen, und

ein unendliches Mitleid mit dem jungen Geſchöpf überkam ihn.

„Und wenn dem nun ſo wäre," fragte er ſanft, „was würdeſt du dazu ſagen?"

„Daß ſie dich glücklich machen ſoll," ſchluchzte Adele auf, beide Arme um ſeinen Hals ſchlingend und ihr tränenfeuchtes Antlitz an ſeiner Schulter verbergend.

Der Profeſſor ſah gerührt auf das junge Mädchen nieder, das an ſeiner Bruſt ruhte.

„Wenn ich deinem Herzen weh tun mußte, Adele," — — — begann er, aber er kam nicht weiter.

Mit einer ungeſtümen Bewegung ſich emporrichtend und raſch mit der flachen Hand die Tränen wegwiſchend, ſtieß ſie einen zitternden Jubelruf aus.

„Weh tun? O nein, Roderich, noch nie haſt du mir ſo wohl getan, wie in dieſem Augenblick! Ich ſagte es ja immer wieder zu Tante Alexe, du hätteſt mich nur lieb, wie ein Bruder ſein jüngeres Schweſterchen und dein Herz gehöre der ſchönen Sängerin, die ja auch hundertmal würdiger iſt, deine Liebe zu beſitzen — aber ſie wollte ja abſolut nichts davon hören."

„Wie — Alexe hätte dir geſagt, daß ich dich —“

„Liebte, jawohl, — und, Roderich, ſo teuer du mir biſt, ſo viel ich auf dich halte, — aber, — ſiehſt du, wenn du mich geliebt hätteſt, das wäre ſchrecklich geweſen, denn .... denn wir hätten ja gar nicht zuſammen gepaßt, und du hätteſt es gewiß ſpäter bereuen müſſen.“

„Und vor allem, Adele, was das Wichtigſte iſt, — du liebſt mich nicht?“

„Nein — wenigſtens nicht ſo, wie ich den lieben müßte, dem ich für mein ganzes Leben angehören möchte! Du biſt ja ſo ſchön, Roderich, und ſo klug und ſo herzensgut, aber gewiß, — das wird es auch ſein — du biſt viel zu gut für mich!“

Ein flüchtiges, ſchattenhaftes Lächeln zog über ſein ernſtes Geſicht bei dieſem eigentümlichen Beweisgrund; doch war ſeine Seele ſichtlich von einer Laſt befreit.

„Alexe hatte ſich geirrt,“ ſagte er ruhig; „ſie ſah, wie gern ich mit meinem lieben, kleinen Schweſterchen plauderte und lachte und nahm für Liebe, was nur eine herzliche, brüderliche Zuneigung war!“

„Nicht wahr, Roderich? Ich ſagte es ihr auch und daß ich feſt überzeugt ſei, du und Fräulein York . . .“

„Still!“ Er erhob bittend die Hand. „Nenne den Namen nicht mehr, Adele! Es iſt vorbei damit, — ich kann zu niemand darüber ſprechen, auch nicht zu dir — ſie wird und kann nie die Meinige werden.“

„Es iſt nicht möglich! Roderich, ſie liebte dich ja — ich hätte darauf ſchwören mögen!“

„Auch ſie ſchwor es mir noch ſoeben, und ich habe ihr geglaubt — und dennoch wird ſie das Weib eines Andern! Du fragſt mich nicht weiter, Adele, nicht wahr?“

„Gewiß nicht, wenn du es nicht wünſcheſt; aber — aber es tut mir ſo grenzenlos leid, daß es ſo kommen mußte!“

Die letzten Worte erſtarben in erneutem Schluchzen, während ſie ſich haſtig abwandte, um ihn ihr erſchrockenes Geſicht nicht ſehen zu laſſen.

„Du liebes, kleines Mädchen!“ Roderich zog ſie leiſe an ſich. „Laß' dir danken für deine Liebe und Teilnahme!“ Er ſtreichelte ſanft ihr Haar, während ſie mit großen Augen zu ihm aufſchaute.

„Wirſt du denn leben können ohne ſie? Sie iſt ſo wunderſchön und hat eine ſo ſüße, beſtrickende Stimme, und gut und klug iſt ſie ſicher auch! Wenn ich ganz ohne Hoffnung liebte — das heißt, ich will ſagen, — wer ohne Hoffnung liebt, muß grenzenlos unglücklich ſein, ich könnte ein ſolches Daſein nicht ertragen!“

Sie hatte mit ſo leidenſchaftlicher Heftigkeit geſprochen, daß der Profeſſor aufmerkſam wurde.

„Wer dich reden hört, muß denken, du ſeieſt, trotz deiner ſiebzehn Jahre, bereits in das Geheimnis der Liebe eingeweiht.“

„Ich? O nein!“ Adele ſtrich ſich die Haare von den Schläfen zurück und ſah angelegentlich auf ihre Pantöffelchen nieder. „Ich meine nur ſo im allgemeinen.“

Roderich ſtand auf und reichte ihr die Hand hin.

„Gute Nacht, Kleine! Du wirſt müde ſein. Und wenn du auf meinen Rat hören willſt, geh ſchlafen, — lies nicht mehr im „Liebesfrühling“, es iſt nicht gut. Wenige ſind es, die ihn erleben: gewöhnlich kommt ein Nachtfroſt und macht die Blüten welken und ſterben!“

Sie klappte gehorſam das Buch zu und legte es beiſeite. „Aber du gehſt nicht mehr an den Strand?“

„Nein! Du hatteſt recht: die feuchten Nebel machen die Luft ungeſund; das falſche Meer hat weiße Schleier über ſein gleißneriſches Antlitz gebreitet und eine Bosheit ausgeſonnen!“

Er hielt ihre Kinderhand in der ſeinen und empfand wieder den kräftigen, herzhaften Druck ihrer kleinen Finger.

„Feſt und zuverläſſig!“ ſagte er halblaut, in ihre treuen Kinderaugen blickend. „Es war gut, Adele, daß du mich heute offen fragteſt, wie es um uns beide ſteht — ich danke dir dafür.“

„Ich kann nichts Halbes und nichts Verſtecktes leiden, Roderich. Über kurz oder lang hätte ich mir immer ein Herz gefaßt, es zu tun.“

„Und du hätteſt recht gehabt. Schlaf' wohl!“

Als die Tür ſich hinter ihm geſchloſſen hatte, ſtand das junge Mädchen minutenlang unbeweglich, wie von einem Traum umfangen; ein glückliches Lächeln ſpielte um ihren Mund, und dabei perlten klare Schmerzenstränen aus ihren Augen nieder.

* * *

„Sie können mir unbedingt Glauben ſchenken, Herr Hauptmann, ich habe es aus der beſten Quelle. Sie verläßt heute noch das Hotel und den Ort und begibt ſich nach Königsberg, um ſich binnen kürzeſter Friſt trauen zu laſſen.“

„Behaupte dennoch, — Irrtum, verehrter Herr, — Gerüchte, nur zu oft aus der Luft gegriffen, — müßte wahrhaftig Beweiſe haben, ehe wunderbare Nachricht glaube!“

Der ältliche Stadtrat, langjähriger Stammgaſt in Cranz, der mit dem Vorſtand des Vergnügungskomitees längs dem Korſo promenierte, zuckte etwas ungeduldig die Achſeln. „Tun Sie, was Sie wollen! Ich kenne den Wirt des Hotels ſeit Jahren als einen verſtändigen, zuverläſſigen Menſchen, und er hat mir ſoeben berichtet, daß — welche Zeit iſt es jetzt? Elf Uhr vorbei — nun ja, daß alſo vor einer Stunde etwa die beiden Fremden, die geſtern Abend hier angekommen ſind, der Dame einen kurzen Beſuch abgeſtattet haben, worauf ſie durch das Kammermädchen ihre Koffer hat packen laſſen, die Rechnung gefordert und allerlei Beſtimmungen über die Möbel und Sachen, die ſie einſtweilen hier zurückläßt,

getroffen hat. Der Wirt hat ſelbſt geſehen, wie der jüngere Fremde der Künſtlerin die Hand geküßt und den Arm geboten hat, und er ſchwor, gehört zu haben, daß er ſie als ſeine Braut anredete."

Dem Hauptmann ſtanden helle Schweißtropfen auf der Stirne. „Gott im Himmel — entſetzlich!"

„Entſetzlich?" fragte der alte Herr verwundert. „Ich finde es ganz natürlich, daß eine ſolche Dame ſchließlich einen ihrer vielen Anbeter erhört. Sie hat die Schönheit und ihre Kunſt — er hat ebenfalls die Schönheit — er iſt Ihnen ja ſelbſt geſtern Abend aufgefallen — und das Geld dazu, ich ſehe nicht ein, warum die beiden nicht auf ihre Art ganz glücklich werden ſollen. Ohne Zweifel haben ſie einander ſchon früher genau gekannt, der Wirt ſagt, die ganze Art und Weiſe der beiden Herren laſſe das mit Sicherheit vermuten."

„So, ſo! Immerhin koloſſal raſch gegangen! Senſationelles Ereignis, — Badeort wird förmlich in Aufruhr geraten! Empfehle mich einſtweilen, Herr Stadtrat, — habe wohl heute nochmals die Ehre?"

„Adieu, Herr Hauptmann!"

„Wäre eine ſchöne Geſchichte geweſen!“ murmelte der Hauptmann, gedankenvoll mit ſeinem zierlichen Stöckchen Löcher in den Sand bohrend. „Hätte mich fabelhaft blamiert, — wollte wahrhaftig in dieſen Tagen anhalten, — gut, daß noch bei Zeiten gewarnt! Wer weiß, wozu gut! Verwöhnte Schönheit, — Künſtlerin, — koloſſal anſpruchsvoll, — lieber anderes Mädchen, — entſchieden Zeit zum Heiraten für mich, brauche nicht gar zu weit zu ſuchen; reizende Kleine, — ſchönes Vermögen, — Kleinigkeit, zu reuſſieren. Alles in Ordnung!“

In dem philoſophiſchen Buſen des Vergnügungskommiſſarius wohnte eine ſchöne Zuverſicht, als er, langſam ſchlendernd, dem Heimweg antrat.

In dem erſten Gaſthof von Cranz herrſchte heute eine bedenkliche Unordnung und Haſt. Droben in den Zimmern der Sängerin wurde geklopft und gehämmert, hin und her gelaufen und gepackt, während ſie ſelbſt, den Kopf in die Hände geſtützt, teilnahmslos am Fenſter ſaß und unverwandt auf das Meer hinausſchaute. — — Unten im Zimmer des Profeſſors ſtanden die drei Schweſtern und blickten ratlos auf das unberührte Lager des Bruders, der zu früher Morgenſtunde, ſo ſagte

Roſine aus, bereits das Haus verlaſſen hatte, ohne ein Wort über das Ziel ſeines Ganges oder den Zeitpunkt ſeiner Rückkehr zu äußern.

Adele, die Frau Dorn gern um ihre Meinung befragt hätte, war ſeit einer halben Stunde ſpurlos verſchwunden, und Roſinens geheimnisvolle Miene — ſie gedachte des nächtlichen Spuks — trug keineswegs dazu bei, das Ganze aufzuklären.

„Vielleicht," bemerkte Fräulein Lariſſa, „ſind ſie irgendwo auf Verabredung zuſammengetroffen und promenieren nun miteinander."

„Ein guter Einfall, Lariſſa," pflichtete die Witwe bei, „ich wüßte kaum eine andere Deutung für dieſes auffallende Verſchwinden des Paares."

„Nach Promenieren ſah unſeres Profeſſors Geſicht ganz und gar nicht aus," fiel Roſine ein, „er war ſehr bleich, hatte traurige, finſtere Augen und die Stirn voller Falten, wie ein alter Mann."

„Schweig' ſtill, Roſine," rief die Witwe mit einem mißbilligenden Blick auf die unehrerbietige Alte, „deine Beobachtungen kommen durchaus nicht in Betracht! Tatſache iſt, daß unſer Bruder verſchwunden iſt, Adele

desgleichen, und eine innere Stimme ſagt mir, was dies zu bedeuten hat. Polde, du biſt ja in mechaniſchen Dingen geſchickt und wohlbewandert, — möchteſt du nicht einen Kranz für Adele winden und einen Blumenſtrauß für Roderichs Schreibtiſch arrangieren?“

„Nein, ich bin dafür, daß man vorerſt abwartet.“

Die Witwe warf entrüſtet ihr Haupt zurück.

„Ich hätte es im voraus wiſſen können, daß du aus reiner Freude am Widerſpruch mir opponieren und ſelbſt zu dieſer kleinen Handleiſtung dich nicht verſtehen würdeſt. Wer aus Liebe zu ſeinem einzigen Bruder nicht einmal willens iſt, ihn mit einem einfachen Blumenſtrauß zu erfreuen, muß ein bedauerlich kaltes Gefühlsleben beſitzen. Ich ſelbſt will meine Fertigkeit, die allerdings keine allzu große iſt, auf die Probe ſtellen und mit Lariſſas Hilfe, deren ich zu jeder Stunde ſicher bin, wenigſtens einen Kranz für die Braut herzuſtellen ſuchen. Komm', liebe Schweſter!“

* * *

Diejenige, welche Frau Dorn mit ſo herausfordernem Prophetenton bereits „die Braut“ nannte, ſaß

unterdeſſen im Schatten eines umgeſtülpten Fiſcherbootes auf dem Sand, mit einer Handarbeit beſchäftigt. Daheim am grünen Rhein hatte Adele Dorn ſelten oder nie eine derartige Vorliebe für die Einſamkeit gezeigt, ſie erſchien ſich hier wie ausgewechſelt und fragte ſich im Innern oft ſtaunend, ob ſie dasſelbe Mädchen ſei, deſſen helles Lachen vor zwei Monaten noch durch die ganze Villa geſchallt, vor deſſen Schelmenſtreichen keiner der Hausgenoſſen ſicher geweſen, das ſich am liebſten in luſtiger Geſellſchaft, unter muntern, lebensfrohen Menſchen bewegt hatte. Jetzt war es ihr oft eine Pein zu ſprechen, die Fragen, die man an ſie ſtellte, zu beantworten; ſie war am liebſten allein, ſeufzte oft aus tiefſter Seele und kam ſich recht unglücklich und verlaſſen vor.

Das Tagebuch hatte allgemach eine immer ſchwermütigere Färbung angenommen, es fanden ſich Stellen darin, die melancholiſche Betrachtungen über die Freuden und Leiden dieſer Welt anſtellten, Sätze, die behaupteten, die Erde ſei ein Jammertal, die Menſchen ein hohles, falſches Geſchlecht, — mit einigen Ausnahmen natürlich, — und im ganzen ſei das Nichtſein dem Sein be-

deutend vorzuziehen. Mit förmlichem Entſetzen las das junge Mädchen diejenigen Stellen in den Briefen ihrer Mutter, welche die Sehnſucht derſelben nach dem einzigen Kinde ausſprachen, von dem dringenden Wunſch begleitet, Adele möge nunmehr ernſtlich an ihre Heimkehr denken. Der Gedanke, Oſtpreußen, das Meer, Cranz und alles, was damit zuſammenhing, verlaſſen zu ſollen, erfüllte Adelens Seele mit namenloſem Schmerz, und ſie, die ihre gute, ſanfte Mutter ſo zärtlich liebte, ertappte ſich zuweilen auf dem Gedanken, daß die Sehnſucht derſelben ihr ſchwer verſtändlich ſei und daß ſie dieſelbe keineswegs teile.

Die niedlichen Finger, welche die Handarbeit hielten, bewegten ſich immer langſamer, bis ſie endlich untätig in den Schoß ſanken. Der Blick des Mädchens folgte einer Möve, die dicht über den Wellen gaukelte, daß ihre weißen Schwingen im Sonnenſchein blitzten; es müßte doch ſchön ſein, fliegen zu können, wohin man wollte, ſich nicht beobachten, befehlen und tadeln zu laſſen, frei in der blauen Luft zu ſchweben ohne Sorge und Kümmernis. Ein ſchwerer Seufzer hob Adelens Bruſt. Ihr geliebtes Meer, wie ſchmerzlich würde ſie es vermiſſen! Und auch die

Menſchen, die ihr anfangs ſo ſonderbar erſchienen, — ſie hatte ſie alleſamt liebgewonnen, jeden auf ſeine Art! Selbſt der närriſche Badekommiſſar, — wie ſie den würdigen Herrn unpaſſend genug nannte — den ihr Roderich neulich vorgeſtellt, hatte ihr Spaß gemacht, ſie hatte ihn ſehr ergötzlich gefunden mit ſeinen abgebrochenen Sätzen, ſeiner geſchniegelten, unendlich ſelbſtgefälligen Perſönlichkeit und ſeiner Manier, mit ſüßeſter Miene fade Komplimente hervorzubringen. Der Badekommiſſar war allerdings kein beſonders ſchätzenswerter Repräſentant der oſtpreußiſchen Männerwelt, die anderen Herren aber, die ſie hier kennen gelernt, — der Profeſſor, der Doktor Felix Maiwaldt — — —

Adele ſchüttelte unwillig ihre Locken — ſie wollte durchaus nicht an den Doktor denken.

Das Schickſal ſchien es der kleinen Rheinländerin indeſſen recht ſchwer machen zu wollen, dieſen Vorſatz zur Ausführung zu bringen, denn gerade, als ſie ihn gefaßt hatte und zur weitern Bekräftigung wieder zu der Handarbeit griff, bog der nämliche Doktor, an den ſie durchaus nicht mehr denken wollte, raſch um die

Ecke des Fiſcherkahns und blickte mit einer Miene freudigen Schrecks auf die reizende Überraſchung zu ſeinen Füßen.

„Gnädiges Fräulein, wie prächtig, daß ich Sie hier treffe! Ich dachte ſoeben an Sie!“ Fräulein Adele errötete ſehr gegen ihren Willen und machte einen Verſuch, aufzuſtehen.

„Darf ich mich ein wenig zu Ihnen ſetzen?“

Es wäre ungezogen geweſen, einer ſo höflichen Frage und einem ſo bittenden Blick zu widerſtehen; die junge Dame litt es alſo geduldig, daß der Doktor ſich neben ſie auf den weichen Sandboden ſetzte.

„Ich habe Sie unendlich lange nicht mehr geſehen,“ begann Felix wieder mit tiefem Aufatmen — es waren in der Tat fünf ganze Tage geweſen —, „wie iſt es Ihnen inzwiſchen ergangen?“

Adele blickte nicht von ihrer Handarbeit auf.

„Es iſt anzunehmen, daß Ihnen mein Ergehen recht gleichgültig iſt, da Sie bereits den ganzen geſtrigen Tag hier zugebracht, ohne ſich um mich zu kümmern,“ erwiderte ſie ſchnippiſch; ihr war innerlich durchaus nicht

wohl zu Mute, allein dieſe Unterlaſſungsſünde hatte ſie in der Tat ſchwer beleidigt.

„Sie tun mir unrecht, mein Fräulein,“ fiel Felix in gekränktem Ton ein, „ich war geſtern auf dem Wege zu Ihnen, ſah Sie indeſſen in Begleitung der drei ältern Damen einen Spaziergang antreten, und ſo zog ich es vor, Sie, ſo ſchwer es mir wurde, nicht zu begrüßen, da ich Sie allein zu ſprechen wünſchte, um Ihnen ein reuiges Bekenntnis abzulegen.“

Adele blickte verſöhnt und gleichzeitig neugierig empor. „Ein Bekenntnis? Was war es?“

„Ich werde ſpäter darauf zurückkommen,“ verſetzte Felix verlegen, „wenn Sie mir zum Zeichen, daß Sie mir nicht zürnen, die Hand geben und mir ſagen wollen, wie es Ihnen ſo lange ergangen iſt.“

Die kleine Hand kam ſchüchtern herüber, wurde ehrfurchtsvoll ergriffen und herzhaft an zwei warme Lippen gepreßt.

„Ach, mir iſt es nicht gut ergangen ... ſeitdem Sie fort waren — eigentlich ſchon vorher —“

„Es iſt wahr,“ unterbrach er ſie, „als ich Abſchied

von Ihnen nahm, ſchienen Sie mir ungemein erregt und ſchmerzlich ergriffen zu ſein.“

„Was dachten Sie nur von mir, als Sie mich ſo ſahen?“

„Ich dachte, daß ich den Menſchen, der imſtande geweſen iſt, Sie zu beleidigen oder zu kränken, für ein gefühlloſes Geſchöpf halte, das ich gern zur Rechenſchaft ziehen würde, wenn ich dürfte! Daß ich gern Ihren Kummer lindern, Ihre Tränen trocknen möchte, wenn ich wiederum ein Recht dazu gehabt hätte.“

„Es waren eigentlich kindiſche Tränen,“ geſtand Adele, die Handarbeit auf's neue ſinken laſſend, „und ich hätte ſie mir erſparen können; damals wußte ich freilich noch nicht ... Genug davon — es iſt mir peinlich, darüber zu ſprechen. Bitte, erzählen Sie mir von Ihrer Mutter, Ihren Geſchwiſtern. Wie fanden Sie ſie? Hoffentlich wohlauf!“

„Ich danke Ihnen,“ ſagte Felix mit warmem Blick. „Meine Geſchwiſter ſind geſund; Paul, mein kleiner Bruder, iſt ein prächtiger, aufgeweckter Junge, Gretchen ein ſehr liebes, verſtändiges Mädchen, und beide Kinder hängen mit rührender Innigkeit an unſerer guten

Mutter, deren Ausſehen mir leider nicht recht gefallen will. Wie glücklich wäre ich geweſen, hätte ich in dieſem Sommer etwas zur Stärkung ihrer ſchwächlichen Geſundheit tun können! Hoffentlich werde ich durch Profeſſor Norrmanns Einfluß bald eine gute Anſtellung erhalten, dann iſt es mir vielleicht vergönnt, im Herbſt einige Wochen ſtärkenden Landaufenthalts für meine Mutter zu ermöglichen.“

„Es iſt hübſch von Roderich, daß er Ihnen zu einer baldigen Anſtellung verhelfen will — es ſieht ihm ganz ähnlich.“

Adelens blühendes Geſichtchen hatte ſich bei den letzten Worten auffallend getrübt, jetzt ſeufzte ſie beklommen; auch der Doktor, der ihren Kummer richtig zu deuten meinte, ſeufzte beklommen.

„Roderich iſt ein glücklicher Menſch,“ ſagte er leiſe.

„Wie wollen Sie das motivieren?“ fragte das junge Mädchen, dem dieſer Ausſpruch ſehr überraſchend kam.

„Ein Menſch, dem die volle, hingebende Liebe eines reinen Frauenherzens gehört, iſt wohl auf alle Fälle beneidenswert.“

„Ich habe es auch gedacht,“ fiel Adele ein, den

jungen Mann treuherzig anblickend, „aber es ist alles anders gekommen. Zu Ihnen darf ich ja wohl darüber sprechen, da Sie ein so intimer Freund meiner Verwandten sind und den Zusammenhang früher oder später doch durchschauen würden. Daß Roderich sie leidenschaftlich liebt, ist außer allem Zweifel, ich habe es längst gewußt, ebenso, daß sie seine Liebe erwidert; und doch hat sie sich mit einem anderen Mann verlobt, einem schönen, blonden Russen, der, wie mir Rosine heute erzählte, vorgestern des Abends hier eingetroffen ist. Ich würde viel darum geben, wenn ich die Lösung dieses Rätsels erführe, aber ich mochte den armen Roderich, der namenlos unglücklich zu sein scheint, nicht so unzart ausforschen."

Der Doktor starrte Adele an, als wenn sie eine Sphinx wäre, die ihn mit der Lösung des schwersten Problems, das ihm je vorgekommen, betraut hätte. Die Nachricht von Adriennens Verlöbnis mit seinem schönen, schweigsamen Reisegefährten berührte ihn nur ganz vorübergehend, er wunderte sich flüchtig, wie das so lange habe verborgen bleiben und so rasch sich habe vollziehen können; aber hier, Adele, welche ihm mit, wenn auch bekümmerter,

Digitized by Google

ſo doch gänzlich gefaßter und keineswegs verzweifelter Miene von Roderichs leidenſchaftlicher Liebe zu Adrienne York erzählte, . . . ſollte dieſes junge Geſchöpf ſich bereits ſo meiſterlich auf die ſchwere Kunſt der Selbſtbeherrſchung verſtehen?

„Hat der Profeſſor Ihnen das alles ſelbſt mitgeteilt?“

Sie nickte. „Es ſchien ihm unendlich ſchwer zu werden, auch faßte er es in die denkbar kürzeſte Form; er war mir indeſſen dieſes Geſtändnis ſchuldig, wegen des Verdachts, den er bis dahin gegen mich gehegt.“

„Welchen Verdacht?“

Adele wurde rot und ſchüttelte die Locken. „Ach, es iſt ja ſo unſinnig, aber da ich nun einmal mitten in der Beichte bin, ſei auch das geſagt. Man hat Roderich einzureden geſucht — denken Sie doch nur das Ungeheuerliche! —, ich liebe ihn, ebenſo, wie man mich beſtändig ſeiner Liebe zu mir verſicherte, — iſt es wohl zu glauben?“

Dem jungen Doktor wurde ſo heiß, daß er ſeinen Strohhut abnehmen und ſich mit dem Taſchentuch die Stirn trocknen mußte; es war in der Tat nicht zu glauben.

„Aber das iſt ja nicht möglich!“ rief er aufſpringend. „Wie, Sie lieben nicht Roderich, dieſen ſchönen, bedeutenden, berühmten Mann?“

Der uneigennützige Freund konnte während dieſes begeiſterten Lobgeſanges auf ſeinen vermeintlichen Nebenbuhler ſeinen Augen leider nicht verbieten, ſo glückſelig und hoffnungsfreudig zu leuchten, daß ſie an ſeinen Empfindungen zum Verräter wurden.

Adele war gleichfalls aufgeſtanden; einen Augenblick hatte ſie in die verräteriſchen Augen des jungen Mannes geſehen, die ſeine tiefſten Herzensgeheimniſſe ſo rückſichtslos ausplauderten, dann lächelte ſie, während helle Tränen in ihren blonden Wimpern hingen.

„Nein,“ ſagte ſie leiſe, „ich liebe nicht ihn, ſondern . .“

Aber ſie ſprach nicht weiter, die Stimme verſagte ihr, — — nur das Köpfchen mit den goldenen Locken neigte ſich leiſe und legte ſich an das ſtürmiſch ſchlagende Herz des Mannes, den ſeine liebende Mutter ihr Segenskind genannt und dem ſein ſtolzer Vater den Namen des „Glücklichen“ gegeben.

Es wurde lange Zeit kein Wort geſprochen an jenem verſchwiegenen Plätzchen hinter dem Fiſcherboot; die

blaue Meereswelle plauderte, und der Wind ſäuſelte, — aber das glückliche Paar blieb ſtumm, und als man endlich miteinander ſprach, da waren es leiſe geflüſterte Worte, die nur der Eine, die Eine verſtand. Es war ſchwer, ſehr ſchwer, ſich von dem traulichen Platz zu entfernen, und noch ſchwerer, viel ſchwerer war es, ſich zu trennen und auf verſchiedenen Pfaden dem Hotel zuzugehen; das aber mußte ſein, denn bevor die Tanten nicht darum wußten und Adelens Mutter ihre Einwilligung gegeben — deren das einzige, verzogene Töchterchen übrigens im voraus ſicher war — konnte das neuverlobte Paar unmöglich Arm in Arm durch die Straßen von Cranz ſtolzieren. An einer gewiſſen Straßenecke wollte man einander noch treffen und grüßen, dann ſollte Felix rechts einbiegen und auf einem Seitenweg den Gaſthof erreichen, Adele wollte geradeswegs darauf zuſteuern.

„Dieſen Ring mußt du von mir annehmen, mein ſüßes Lieb,“ ſagte der Doktor, der ſich überraſchend ſchnell und ſicher in die Lage zu finden wußte, „er iſt mein teuerſtes Beſitztum, meine gute Mutter erhielt ihn

als Kind von einer reichen Patin und verehrte ihn ihrem Lieblingssohn.“

Er zog den ſtarken Goldreif, in dem ein großer Brillant wie ein funkelnder Tränentropfen hing, vom kleinen Finger und ſteckte ihn feierlich an den linken Goldfinger ſeiner lieblichen Braut, nachdem er die Kinderhand zuvor zur Weihe wiederholt geküßt.

Sie ſah ſtolz auf den neuen Schmuck herab. „Ich wollte, ich hätte dir auch etwas zu ſchenken zum Andenken an dieſe Stunde, Felix.“

Der Kandidat lächelte ſchelmiſch. „Wie, wenn ich nun bereits ein Andenken von dir hätte?“

„Du von mir?“

Er griff in die Bruſttaſche und zog ein kleines Bild daraus hervor. „Kennſt du das?“

„Das hatteſt du?“

„Das hatte ich! Ich fand es am Boden im Wohnzimmer der Tanten liegen und nahm es an mich: ich hatte vor, dir dieſe Sünde unter vier Augen reuemütig zu beichten, was ich hiermit erfülle.“

Er nahm ſie feſter in ſeine Arme und küßte ſie wiederholt auf Augen und Lippen.

„Felix, es iſt Zeit, daß wir uns trennen. Auf Wiederſehen an der bezeichneten Stelle!“

Sie winkte ihm mit der Hand ein Lebewohl zu und ging oder lief vielmehr in ſcheuer Eile fort, während er ihr wie bezaubert nachſtarrte, ſo lange noch ein Zipfel ihres hellen Kleides ſichtbar war. Dann ging er langſam längs des Strandes weiter, im Gehen immer wieder ſeine rechte Hand betrachtend, an welcher der Brillantring fehlte. Er wollte ſich vergewiſſern, daß das ſoeben Erlebte kein Traum geweſen war.

„Sehr erfreut, lieber junger Freund!“ hörte Felix plötzlich die Stimme des Badekommiſſars Schnabel dicht neben ſich ſagen.

Der „liebe junge Freund“ war weniger erfreut, da ihn augenblicklich gerade ſehr angenehme Gedanken beſchäftigten; er war indeſſen ſo wohlerzogen, höflich den Hut zu ziehen und etwas von „unerwartetem Vergnügen“ zu murmeln.

„Sehen mich noch immer konſterniert, Beſter! Kann überraſchende Neuigkeit gar nicht verwinden. Bereits informiert, wie? Auch frappiert, — kann mir vorſtellen, — koloſſal intereſſante Tatſache! Dame ſoeben

abgereiſt, — hatte die Ehre, noch zu grüßen, — ſah ſehr blaß und angegriffen aus, aber ſehr ſchön, — ganz unverantwortlich ſchön! Herren Ruſſen auch bereits auf und davon, — wundervolle Erſcheinung, der junge Baron, was? Sechs Fuß zehn Zoll, — regelmäßige Züge, — enorm reich, keine üble Partie. Fabelhaft raſch gegangen, Verlobung, manche Leute bedenklich vor den Kopf geſtoßen, — Profeſſor Norrmann intim liiert mit Fräulein, wie?"

„Profeſſor Norrmann wußte bereits um das Verlöbnis und ſtand der Dame als Freund nahe", entgegnete Felix, der feſt entſchloſſen war, den Zudringlichen, der die Chronique scandaleuse des Badeortes bildete, nicht in die Karten ſehen zu laſſen.

„Was Sie ſagen — ganz anders gedacht — hm, na, alſo andere Sache! Was wollte ich ſagen, junger Freund, ... ſind ja ebenfalls befreundet mit Profeſſor Norrmann und ſeinen Damen, — junge Rheinländerin daſelbſt, — uette Erſcheinung, was?"

Felix maß den eifrig Redenden mit einem aus Befremden und Zorn gemiſchten Blick: „Sie meinen Fräulein Adele Dorn?"

„Ja, jawohl, — kleine Adele, — ſehr niedlich in der Tat! Meine gehört zu haben, daß großes Vermögen zu erwarten, — einziges Kind, — ob junges Herz noch frei? Doch wohl anzunehmen! Könnten mir ſehr nützlich ſein, junger Freund, — einführen bei Damen, — würde außerordentlich verbunden ſein! Kleine Mädchen gefällt mir ausnehmend!“

Der junge Doktor, deſſen Maß an Geduld jetzt erſchöpft war, gewahrte in dieſem Augenblick an der bezeichneten Straßenecke eine ihm nur zu wohlbekannte Geſtalt im hellen Kleide mit blondem Kraushaar; raſch entſchloſſen, von unwiderſtehlicher Schadenfreude getrieben, tat er einige Schritte ihr entgegen, und ſie bei der Hand faſſend, ſprach er mit höflicher Verbeugung: „Liebe Adele, Herr Agathon Schnabel wünſcht dir Glück zu wünſchen. Meine Braut, Fräulein Adele Dorn. Und jetzt komm', liebe Adele, die Tanten werden uns erwarten.“

Er zog ihren Arm durch den ſeinen, wandte ſich und ſchritt vor den weit geöffneten Augen des Hauptmanns die ſonnenhelle Straße hinunter. — —

Die Witwe Alexe Dorn trat von dem Schreibtiſch ihres

Bruders zurück und beſchaute wohlgefällig das Werk ihrer Hände, einen rieſigen Strauß, deſſen Form und Farbenzuſammenſtellung allerdings einem feinen Geſchmack nicht ganz genügt haben würde. Am Arm der Witwe hing ein Vergißmeinnichtkranz.

„Schweſter, ich glaube, ſie kommen!“

Fräulein Lariſſa gab dieſes Alarmſignal mit allen Zeichen höchſter Aufregung und bemühte ſich vergebens, die erkünſtelte Ruhe ihres Vorbildes nachzuahmen.

Flüſternde Stimmen wurden im Hausflur hörbar, man vernahm ein halb unterdrücktes, ſilbernes Lachen, ein leichtes Räuſpern, — dann öffnete ſich, nach leiſem Anklopfen, die Tür; Frau Alexe Dorn hob den Vergißmeinnichtkranz und blieb in der Stellung einer Viktoria, welche den Sieger mit der Lorbeerkrone zu ſchmücken gewillt iſt, mit hocherhobenen Armen ſtehen.

„Kind!“ Fräulein Lariſſa ſtürzte auf Adele zu und ſuchte ihre Hand zu faſſen. „Was ſoll das heißen? Wo, — wo iſt Roderich?“

„Das weiß ich nicht, liebe Tante, ich ſah ihn heute noch nicht; und nun, Tante Alexe, vertritt du die Stelle

meiner lieben abweſenden Mutter, — hier bringe ich dir meinen Felix!“

„So recht, mein Schweſterchen!“ ſagte eine tiefe, ruhige Stimme hinter ihr, und ein ſtarker Arm umfaßte ſie. „Laß mich der erſte ſein, der dir und deinem braven Felix Glück wünſcht, viel reiches, dauerndes Erdenglück; möge euer Liebesfrühling lange, möge er immer währen!“

Der Profeſſor neigte ſich zu dem bei Erwähnung des Liebesfrühlings hoch errötenden Geſicht der jungen Braut herab und ſchüttelte Felix die Rechte. Dann nahm er den Kranz aus der Hand ſeiner noch immer verſteinert daſtehenden Schweſter und drückte ihn auf die goldene Haarfülle Adelens.

„Für dich war er beſtimmt, meine Schweſtern ſahen es voraus, daß du den Rechten bald, — daß du ihn heute finden würdeſt; iſt es nicht ſo?“

„Ich kann es nicht faſſen!“ ſtieß Frau Alexe Dorn heraus, das Brautpaar ſo entſetzt betrachtend, als käme es aus einer andern Welt. „O Roderich, — und du?“

„Ich? Nun,“ — der Profeſſor lächelte etwas müde — „ich habe es noch nicht verlernt, mich des

Glücks lieber Menschen zu freuen! Lange freilich werde ich dieses Gefühls nicht froh werden, meine Erholungszeit am Ostseestrande ist um; ich reise morgen ab, vermutlich auf lange, recht lange Zeit. Mein Eigentum aber bleibt das, was ich hier erlebt, — ich kann es nie vergessen."

* * *

„Bringen Sie den Herrn auf Nr. 18 und 19, William, die Zimmer sind schon bestellt. Darf ich mir die Freiheit nehmen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, Herr Geheimrat? Ich hatte vor zwei Jahren zum letzten Mal die Ehre, Sie zu sehen, es war, ehe Sie nach Ägypten gingen."

„Ich entsinne mich sehr wohl!" Roderich Norrmann war auf dem Absatz der breiten, sanft aufsteigenden Marmortreppe des eleganten Hotels stehen geblieben und sah zu dem kleinen, untersetzten Wirt nieder, der in ehrerbietiger Haltung vor ihm stand und dem es außerordentlich lieb war, daß der weit und breit berühmte Altertumsforscher, der jetzt neuerdings wieder durch Verleihung des Geheimratstitels ausgezeichnet

worden war, bei seinem jeweiligen Aufenthalt in Dresden jedesmal gerade sein Hotel erwählte.

„Ich berührte damals Deutschland nur sehr flüchtig," fuhr Roderich fort, „und auch jetzt zählt mein Bleiben nur nach wenigen Tagen. Sie wissen vielleicht, ob Briefe für mich angekommen sind?"

„Jawohl, Herr Geheimrat, eine Menge! Hat Ihr Diener Sie verlassen? Ich sehe Sie ohne Begleitung!"

„Mein Franz hat geheiratet." Roderich setzte einen Fuß auf die nächste Treppenstufe und sprach, halb über die Schulter zurückgewendet, „ich konnte mich seither noch nicht entschließen, ein fremdes Gesicht um mich zu haben und behelfe mich nun seit einem halben Jahr, so gut ich kann, ohne Bedienten."

Er nickte dem höflichen, kleinen Mann freundlich zu und wollte weiter gehen, als eine rasche Bewegung des andern ihn zurückhielt. „Sie wünschen?"

„Ich dachte — es ist nur" — der Wirt rieb sich etwas verlegen die Hände — „da Sie sich so ausnehmend für alles, was Kunst und Wissenschaft heißt, interessieren, Herr Geheimrat, so dachte ich, es würde Ihnen vielleicht einen großen Genuß gewähren, die berühmte

Sängerin Viola Lindsay, die für wenige Tage hier gastiert, zu hören, — unsere Stadt ist in einem förmlichen Aufruhr, es soll etwas Wundervolles, nie Dagewesenes sein, — es gibt immer einen wahren Sturm an der Kasse, und die Unterhändler steigern die Billetpreise bis zu einer unerhörten Höhe."

„Ich weiß," unterbrach der andere den Redestrom, „ich schrieb bereits vor mehreren Tagen hierher und ließ mir eine Loge reservieren. Schicken Sie mir um die Theaterstunde einen Wagen!"

„Sehr wohl, Herr Geheimrat!"

Damit war die Unterredung beendet, zum Leidwesen des Wirtes, zur Erleichterung Roderichs, der sich, in den für ihn bestimmten, eleganten Zimmern angekommen, in einen tiefen Sessel sinken ließ und halb die Augen schloß, wie in körperlicher Übermüdung oder seelischer Pein.

Durch die hohen Bogenfenster kam in vollen Strahlen der winterliche Sonnenschein, ein zartblauer Himmel wölbte sich über den schneebedeckten Häusern der Stadt, und dunkle Rauchsäulen wirbelten in die klare Luft empor. Noch immer saß Roderich Norrmann mit ein-

gedrückten Augen, langsam und tief atmend, im Sessel, bis ihn die Tischglocke, die unten für die Mittagsgäste läutete, aus seinem Hinbrüten riß.

Auf der dunkelgrünen Samtdecke des Tisches lagen die Briefe, von denen der Wirt gesprochen — in der Tat eine Menge, jetzt nicht mehr durch den ordnungsliebenden Franz sauber in Stöße geschichtet, sondern von pietätlosen Kellnerhänden durcheinander geworfen. Sie kamen meist weit her, sehr weit, — aus Griechenland, aus Ägypten, aus Frankreich und England schrieb man an den bedeutenden Archäologen, und jeder wollte Antwort auf seine Fragen, Bescheid auf seine Anliegen, Gewährung seiner Bitten — war es da ein Wunder, wenn des Professors volles Lockenhaar unter einer solchen Überbürdung der Geschäfte stark ergraut und sein Blick müde und abgespannt war? An der schlanken Männerhand, die zerstreut in den Briefen wühlte, war kein Ring zu sehen; die Freunde Roderichs — und er hatte viele, die ihm wohlwollten, da er die Individualität eines jeden gelten ließ und Talent und redliches Streben, wo er es fand, mit seinen reichen Mitteln und seinem Einfluß auf alle Weise förderte — rieten ihm dringend,

das Nomadenleben aufzugeben und ſich zu verheiraten. Der Gelehrte aber lehnte das mit ruhigem Lächeln ab und behauptete, es fehle ihm an Zeit und Gelegenheit zu Damenbekanntſchaften. Anſtatt ſich in irgend einer Großſtadt, die ihm beſonders zuſagte — etwa Wien oder München — niederzulaſſen und in angenehmer Beſchaulichkeit auf ſeinen Lorbeeren zu ruhen, wozu ſeine Bekannten ihm eifrig zuredeten, wollte er jetzt wieder nach dem Orient, nach Arabien und Perſien und geſtand offen, es ſei ſehr zweifelhaft, wann er von dort zurückkehre. Deutſchland vermied er, ſo oft er konnte; ein einziges Mal hatte er in den verfloſſenen Jahren ſeine drei Schweſtern wiedergeſehen, als ſie auf ihren dringenden Wunſch in Leipzig mit dem geliebten Bruder zuſammentrafen und acht Tage daſelbſt in ſeiner Geſellſchaft blieben. Sie hatten ihn liebevoll, gut und nachſichtig gefunden, wie früher, nur ſtiller und ernſter; das ſchöne, ſonnige Lächeln erſchien faſt nie mehr auf ſeinen Lippen, „und das iſt kein Wunder," erklärte Frau Alexe Dorn ihren Schweſtern, „er wird ja immer berühmter."

Unter all' den geſchäftsmäßig ausſehenden Briefen

befand ſich ein feines, blaßblaues Couvert, das eine feſte, zierliche Damenhandſchrift und den Poſtſtempel Düſſeldorf trug. Als Roderichs Auge darauf fiel, erhellte ſich ſein Geſicht, er griff haſtig darnach und erbrach das Couvert.

„Lieber Onkel Roderich!“ — hieß es da — „Du haſt es alſo wirklich über Dein Herz bringen können, Düſſeldorf nicht zu paſſieren, unſere dringende Einladung, uns endlich einmal zu beſuchen, auszuſchlagen. Es hat mir ſehr weh getan, daß Du uns ſo gefliſſentlich vermeideſt, und wüßte ich nicht, daß Du Deine kleine Schweſter dennoch lieb haſt, ich müßte an Deinem Herzen irre werden. Wie hat ſich meine gute Mutter auf die Bekanntſchaft ihres berühmten Verwandten gefreut, welch' ſchöne Pläne hatten wir entworfen, Dir auf alle Weiſe den Aufenthalt in unſerem Hauſe lieb und behaglich zu machen! Nun, Du haſt es eben nicht gewollt, und da Du nie etwas ohne Grund zu tun oder zu unterlaſſen pflegteſt, ſo füge ich mich auch diesmal Deiner höheren Einſicht, wenn auch mit ſchwerem Herzen. Sieh, ich war ſo ſtolz darauf, mich Dir endlich in meiner vollen Würde als Hausfrau und Gattin zu

präſentieren, ich wollte Dir beweiſen, daß die kleine Bachſtelze es ganz gut verſteht, eine Wirtſchaft zu führen und ihren Mann glücklich zu machen. Freilich, einen ſo prächtigen Mann, wie meinen Felix, hat auch ſobald keine andere Frau aufzuweiſen; wie einzig gut er zu mir iſt, wie er mich auf den Händen trägt und mir jeden Wunſch von den Augen ablieſt, das vermag ich nicht zu ſchildern, und ſchriebe ich zwanzig Briefe. Auch bin ich keineswegs die einzige, die ihn liebt und lobt; er iſt jetzt ſchon ein halbes Jahr Oberlehrer am Gymnaſium hierſelbſt, ſein Direktor und ſeine Kollegen ſchätzen ihn außerordentlich hoch als Lehrer wie als Freund, ſeine Schüler lieben und verehren ihn, und manch' zierliches Blumenſträußchen beweiſt mir, daß auch die kleine Frau Doktor gut bei ihnen angeſchrieben ſteht. Die Mutter meines Felix würdeſt Du kaum wiedererkennen, liebſter Roderich, ſo ſchön hat ſie ſich ſeit dem Gebirgsaufenthalt im vergangenen Sommer und auch hier in dem warmen, milden Klima erholt, ſie iſt ſo munter und lebhaft geworden, daß es eine Freude iſt, und unermüdlich tätig muß ſie ſein von früh bis ſpät. Sie bewohnt mit meiner Mutter und

den Geſchwiſtern eine reizende, freundliche Wohnung, der unſeren ſchräg gegenüber, und Du kannſt Dir den lebhaften Verkehr vorſtellen, der täglich von Haus zu Haus ſtattfindet. Die beiden Mütter haben ſich, wie ich Dir bereits ſchrieb, vom erſten Tage an äußerſt ſympathiſch berührt, ſie lieben ſich wie Schweſtern, und es iſt rührend, zu ſehen, wie beide wetteifern, mir und meinem Manne ihre Liebe zu beweiſen und die beiden glückſtrahlenden Geſichter dazu zu ſehen. Paul, mein ſtets aufmerkſamer und dienſtfertiger Schwager, iſt jetzt nach Unter-Sekunda verſetzt und nicht wenig ſtolz auf dieſe neue Würde, er lernt mit fabelhafter Leichtigkeit und hat ganz das liebenswürdige, warmherzige Temperament meines Mannes. Gretchen iſt ein recht hübſches Mädchen geworden und findet viel Beifall. Ihre Mutter wünſcht, ſie ſolle ihr Lehrerinnen-Examen machen, doch glaube ich nicht, daß es dahin kommen wird, denn wenn nicht alle Anzeichen trügen, ſo werde ich Dir in einigen Wochen ihre Verlobungsanzeige mit einem jungen Fabrikanten ſenden können; er iſt ein guter Freund meines Felix, wir haben ihn alle lieb, und wenn Gretchen ſeine ſehr innige und tiefe Neigung erwidert,

was ich fest annehme, so haben wir bald ein glückliches Paar mehr in unserer Familie. Siehst Du, bester Roderich, da habe ich Dir nun mit flüchtigen Zügen ein Bild unseres Zusammenlebens entworfen, — wie viel schöner wäre es gewesen, wenn Du selbst es Dir hättest ansehen können; würde es Dir nicht eine helle. liebe Erinnerung auf Deinen langen, einsamen Fahrten gewesen sein?

Und nun lebe wohl, mein teurer Bruder! Mein Mann grüßt Dich innig, er schreibt Dir nächstens. Glück auf zu der weiten Reise, die Du vor Dir hast; man hört Deinen Namen überall nennen mit höchstem Lob und großer Anerkennung, aber daß Du so einsam bist, Du mit Deinem reichen, warmen Herzen — das schmerzt mich tief. Wirst Du nie vergessen können, was unabänderlich ist? Verzeih' meiner Liebe zu Dir diese letzten Worte, und denke auch weiterhin in Freundschaft an

Deine treue Schwester

Adele."

Roderichs Augen überflogen die Unterschrift und kehrten dann zu dem vorletzten Satze zurück. „Wirst du nie vergessen können, was unabänderlich ist?" Nein,

er konnte es nicht vergeſſen, er fühlte es klar und deutlich, und der heutige Abend würde nicht dazu beitragen, das Bild, das er — ach, wie oft! — im Wachen und im Traum vor ſich ſah, aus ſeiner Erinnerung zu bannen! Mochte es denn ſein! Er hatte eine Zeitlang geſchwankt und gezaudert, ob er alle Qualen jener Zeit wieder heraufbeſchwören ſollte — aber er liebte ſie immer noch, liebte auch ſeine Schmerzen um ſie und das Leid, das er um ihretwillen trug . . . warum ſollte ihm der heutige Abend nicht noch einmal beſtätigen, was er längſt gewußt, daß es kein Weib auf Erden für ihn gab, das ihr gleichkam, daß es vorbei für ihn ſei mit Frauenliebe und der Hoffnung auf Glück und daß er doch all' ſein tiefes Weh geduldig tragen würde, in Erinnerung an die ſelige Zeit, da er ſie ſein genannt? Andern Tages ſchon wollte er ja fort, ſo weit, ſo weit — was tat es, wenn das Bild des Weibes, das er liebte, ihn begleitete, feſter und unverlierbarer noch, als bisher?

* * *

Das herrliche Dresdner Opernhaus war bis zum letzten Platz gefüllt; in den Logen entfaltete ſich ein

wahrhaft fürſtlicher Glanz. Brillanten blitzten, Orden ſtrahlten, geflüſterte Worte gingen hin und her . . . jetzt ein Summen der Erwartung, dann tiefe Stille — und nun ſchwebten die erſten Klänge des Wagnerſchen Lohengrin-Vorſpiels in geheimnisvoller, traumhafter Schönheit durch den weiten, glanzvollen Raum.

Weich und wehmutsvoll, wie eine Klage um entſchwundenes Glück, legten ſich dieſe Töne um das Herz des einen, der in einer Loge nahe der Bühne ſaß, den Arm leicht auf die Brüſtung gelegt, das Haupt herabgebeugt, als wolle er der Flut von Wohllaut nicht wehren, ſich über ihn zu ergießen. Als jetzt der Vorhang aufrauſchte, hob er kaum die Wimpern, er ließ ſich von den Tonwellen umſpielen, dann und wann warf er einen raſchen Blick auf die Bühne, auf den prächtigen Ritteraufzug, auf das bewegte Volk und die liebliche Landſchaft im Hintergrunde, durch die die Schelde ſich in gewundenem Lauf ſchlängelte; dann hörte er wie im Traum Telramund's Anklage, — die Entgegnung des Königs, — dann plötzlich des Herolds Stimme: „Elſa, erſcheine hier zur Stell'!"

Da kam ſie langſam herbei, im ſchneeweißen, lang

niederwallenden Gewande, das Haar gelöſt, ganz ſo, wie er ſie zuletzt geſehen, — in den blauſchwarzen Augen ein ſeltſam ſtilles, ahnungsvolles Träumen,... und ſo auch die Stimme, wie befangen von einem Zauber, — ſo die leiſe Neigung des ſchönen Hauptes, das kaum merkliche Regen der Hände.

Lautlos alles rings umher, als ſie die Augen emporhob und wie in Verzückung um ſich ſah, während die Stimme, mehr und mehr Leben und Klang gewinnend, das Traumbild ſchilderte, das ſie geſchaut, die erlöſende und errettende Geſtalt des Ritters. Dann ihr angſtvolles Flehen, als auf des Heroldes Ruf alles ringsum ſtill blieb, — und darauf das Raunen unter dem Volk, das Drängen, Haſten, das Stimmengewirr, — — jener wunderbare Chor, der den nahenden Retter ankündigt.

„Der Genius der Kunſt hat deine Stirn geküßt, in deiner Kunſt liegt momentanes Vergeſſen wenigſtens; Begeiſterung, ſchrankenloſe Hingabe an deinen Beruf hebt dich hinweg über Erinnerung und Vergangenheit!“

— — — Es waren ſeine eigenen Worte, die Roderich Norrmann jetzt hörte, ſo deutlich, als habe ſie ein

Fremder ſoeben zu ihm geſprochen. Er mußte ſich dieſen Ausſpruch jetzt beſtätigen, und ein ſchneidendes Weh zuckte durch die Erkenntnis, daß ſie nicht ſo ſchwer an ihrem Unglück zu tragen habe, wie er. Wem ſolche Töne zu Gebote ſtanden, wer es verſtand, die lauſchende Menge zu einem ſo begeiſterten Beifall hinzureißen, wie er jetzt am Schluß des erſten Aktes durch den Saal brauſte, der konnte die Wucht ſeiner Herzenseinſamkeit nicht ſo ſchwer und fürchterlich empfinden; auf Stunden wenigſtens fiel ſie ab, und die große, göttliche Kunſt triumphierte.

„O, Adrienne," ſagte es in ihm, „unvergeßliches, geliebtes Weib, — ahnſt du denn nicht, weſſen Augen jetzt auf dir ruhen in namenloſem Schmerz, — ahnſt du nicht, weſſen Herz jetzt zittert unter den Tönen deiner Stimme, die mich ſo bald bezwungen? Damals, ach, damals! Am Meer ſtanden wir, und die weißen Nebel wogten und wallten, eintönig ſangen die Wellen ihr uralтes Lied, und zornig rot, in brennender Glut, ging drüben die Sonne unter und malte den Himmel mit Purpur und Gold. Da ging auch unſere Glücksſonne unter, und um mich ward es Nacht!"

Drüben, auf hohem Altan ſtand die weiße Geſtalt mit dem lang herabfließenden Haar und ſang in die verſchwiegene Stille hinein; er horchte, ob ſie nicht zu ihm ſprach, und lächelte dann bitter über ſeine eigene Torheit.

Im Zwiſchenakt blieb er auf ſeinem Platz ſitzen, wie gebannt, er hörte und ſah nichts von allem um ſich her, — nur als plötzlich dicht hinter ihm ihr Name genannt wurde, ſchrak er auf. Überſchwängliche Lobſprüche, Berichte ihrer ungeheuren Erfolge, dann ein paar Worte, die ſein Herz erbeben ließen in Jammer und Mitleid: „Die Ehe iſt ſehr unglücklich, aber der Mann ließe ſich eher in Stücke reißen, ehe er ſich von ihr ſcheiden läßt, denn trotz ſeines urſprünglich großen Vermögens braucht er für ſeine Hazardſpiele und für die Liebſchaften, die er an allen Ecken und Enden unterhält, enorm viel, und ihre koloſſalen Einnahmen kommen ihm daher trefflich zu ſtatten. Und ſie — je nun, obgleich man ihr nicht das Geringſte nachſagen kann und ſie unter den andern Damen der Bühne ſo rein und fleckenlos daſteht, wie der Schwan unter den Raben, ſo muß ſie dennoch in ihrer Vergangenheit

einen dunklen Punkt haben, der ſie an dieſen hohlen, geiſt- und gemütloſen Gecken kettet, denn daß ſie unendlich ſchwer an der Laſt dieſer ihr verhaßten Ehe trägt, iſt ganz ohne Zweifel.“ —

Wieder rauſchte der Vorhang empor, das ſüße Brautlied erklang, — dann trat ſie herein in fürſtlichen Gewändern, die perlengeſchmückte, kleine Krone auf dem üppigen Haar, die ſtolzen Glieder vom blauen Mantel umwallt, der nun unter den Händen der Dienerin herabſank, gleich der Krone: ſo blieb ſie allein, das bleiche, zauberſchöne Weib im ſilbergeſtickten, weißen Seidenkleide, allein mit dem Geliebten; durch das geöffnete Fenſter ſtrömte rote Glut, und ſüße, ſinnbeſtrickende Melodien fluteten auf und ab, und wenn ſich ihre Lippen öffneten, dann ſangen ſie von Liebe, wie damals, ganz wie damals! Ach, das Leben war troſtlos und öde ohne dieſes Gefühl, das die Dichter preiſen und die Sänger ſingen, das die Künſtler zu verkörpern ſuchen mit all' ihrem Wollen und Können und das ſo oft, wie ſo oft, das arme Menſchenherz belügt mit verlockender Macht!

Kein Blick aus den Augen der ſchönen Elſa traf die

kleine, dunkle Seitenloge, nur als sie am Schluß der Oper, unter dem jubelnden Trompetengeschmetter des Orchesters, unter Lorbeerkränzen und Blumenspenden wieder und wieder gerufen wurde und sich immer auf's neue dankend verneigen mußte, schweifte ihr Blick einmal links hinüber und blieb einen Augenblick wie festgebannt, — dann zuckten ihre Hände, die die Kränze gefaßt hielten, und die Blumen fielen zur Erde. Noch einmal wanderten die dunkelblauen Augen, in denen alles Feuer plötzlich erloschen schien, zurück zu dem einsamen Mann, dann verschwand die Künstlerin rasch in einer Seitenkoulisse und war durch kein stürmisches Bitten und durch keinen Hervorruf mehr zu bewegen, noch einmal zu erscheinen. — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Acht Tage später durchfurchte ein stattliches Schiff die Wogen des Adriatischen Meeres; ein kräftiger Wind schwellte die Segel, die Luft war klar und frisch, die Mannschaft scherzte untereinander, und die Passagiere waren guter Dinge und vertrieben sich die Zeit mit allerlei Kurzweil. Am Rand des Schiffes aber, mit beiden Armen auf die Brüstung gestützt, lehnte ein vor-

Digitized by Google

nehm ausſehender Mann und ſah ſinnend in den Strudel der Wellen hinab und dann wieder hinüber in die blaue Ferne, in die das Schiff ihn tragen ſollte, . . . weiter und weiter. Einſam auf hoher See . . .

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06660 0985